Vergib uns unsere Schuld.

Vergib uns unsere Schuld.

Eine Erzählung

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1874.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhalt.

	Seite
Winter und Frühling	1
Rosenmonde	23
Aus einem Tagebuche	40
Eine fromme Frau	65
Ueberraschungen	93
Fünf Jahre	135
Tod einer frommen Frau	156
Munteres Leben	177
Sonntag	205

Winter und Frühling.

Im Schloß zu X. saß die Fürstin Mutter in ihrem Morgenzimmer. Groß, voll, wenig gebeugt von ihren sechsundsechszig Jahren, saß sie aufrecht in einem Lehnstuhl mit grader Lehne, wie sie vor einem halben Jahrhundert Mode waren und wie sie das gegenwärtige, bequemlichkeitliebende Geschlecht nicht duldet. Die neuen Moden mochten in den Salon einziehen; allein die Zimmer, welche die Fürstin bewohnte, blieben so, wie sie vor fünfzig Jahren zur Vermälung der Fürstin eingerichtet worden waren. Was sie umgab, war mit ihr jung gewesen, war mit ihr alt geworden und sollte keiner Veränderung unterworfen sein. Ohne Zweifel war die Fürstin in ihrer Jugend schön gewesen; jetzt waren ihre Züge zu stark, zu scharf ausgeprägt. Volles silbergraues Haar legte sich um ihre Stirne, unter der hellblaue, tiefeingesenkte Augen klar und kalt hervorblickten. Ein ganz farbloses Colorit vollendete den Eindruck von kühler Strenge, den ihre ganze Erscheinung machte. Sie trug einen Morgenanzug von dunkel-

grauem Taffet und ein Spitzenhäubchen. Neben ihr stand ein großer runder Tisch, ganz bedeckt mit Tagesblättern, Briefschaften, Brochüren, zwischen denen ein Schreibzeug von Meißner Porzellan mit bunten erhabenen Blumen, eine ähnliche Vase voll Herbstblumen, ein ähnliches Riechfläschchen mit kölnischem Wasser und ein großer Fächer von grünem Papier ihren Platz behaupteten. Der Fächer war der Fürstin unentbehrlich, war für sie das, was eine Handarbeit für die Frauen zu sein pflegt: er beschäftigte ihre Hände. Häufig auch begleitete sie ihre Rede mit seinem Auf- und Zurauschen, und endlich machte sie auf ihm allerhand Notizen, die sie vor Augen haben wollte, so daß sie unzählige Fächer von grünem Papier verbrauchte, die, wenn sie ganz mit Bleistift oder Federzügen bekritzelt waren, einer nach dem andern in's Feuer wanderten.

Jetzt war die Aufmerksamkeit der Fürstin ganz und gar von zwei Briefen in Anspruch genommen, die sie abwechselnd las, bis die Flügelthür geöffnet wurde, ein junges Mädchen eintrat, raschen Schrittes auf die Fürstin zuging, deren Hand küßte und mit tiefer wohlklingender Stimme sagte:

„Du hast befohlen, liebe Großmama."

Die Fürstin maß das junge Mädchen vom Scheitel bis zur Sohle, nahm ihr Riechfläschchen, besprengte das Kleid ihrer Enkelin von oben bis unten, und sagte dann:

„Ja! aber es schickt sich nicht, daß Du zu einer Besprechung mit mir in dem Reitanzuge kommst, den Du soeben im Pferdestalle getragen hast.“

„Ich wollte Dich nicht warten lassen, liebe Großmama,“ erwiederte das junge Mädchen verlegen.

„Nun das versteht sich! Du hättest aber vor einer Viertelstunde heimkehren und Dich umkleiden müssen. Jetzt setze Dich, Dorothea, und höre mich besonnen und ruhig an.“

Dorothea setzte sich auf ihren gewöhnlichen Platz, im Tabouret der Fürstin gegenüber. Ihre Reitgerte glitt leise auf den Fußteppich und mit niedergeschlagenen Augen wartete sie auf die Fortsetzung des Gesprächs. Auch die Fürstin sammelte sich ein paar Augenblicke und sagte dann mit einem etwas weniger strengen Tone, indem sie die zwei Briefe zur Hand nahm:

„Du weißt, um welche Frage es sich handelt, Dea; diese beiden Schreiben müssen beantwortet werden und Dein Vater hat mir den Auftrag gegeben, über Deine unwiderrufliche Entscheidung mit Dir zu reden.“

„Ich weiß es, liebe Großmama.“

„Wohlan, Dea! Prinz Guido und Lord Waldegrave bewerben sich um Dich. Dein Vater und ich — wir stimmen für Prinz Guido; nicht aber Du.“

Sie hielt inne, als ob sie dennoch eine zustimmende Antwort erwarte. Doch als Dorothea schwieg, fuhr sie fort:

„Du bist nicht reich, Dea, Du bist nicht schön, Du bist nicht besonders mit Geistesgaben ausgestattet, Du bist nicht Prinzessin; Dein Vater ist Fürst und Dein Bruder wird Fürst; Du aber bist nichts als eine kleine Comtesse, wie wir sie zu Hunderten haben: folglich ist Prinz Guido eine glänzende Partie für Dich."

„Ein nachgeborner Sohn ist das nie," entgegnete Dorothea gelassen; — „das hast Du selbst zuweilen gesagt, liebe Großmama."

„Die Sache stellt sich doch anders, denn er ist aus einem regierenden Hause" . . . —

„Lilliput!" fiel Dorothea unbesonnen ein, denn die Großmutter war aus einem solchen Hause.

Ohne die Unterbrechung zu beachten, sprach die Fürstin weiter:

„Und ist dadurch mit allen regierenden Häusern Europas, mit Kaisern und Königen verwandt."

„Ja, das ist er," versetzte Dorothea trocken.

„Er ist fünfundzwanzig Jahre alt, von guter Erziehung, artig, elegant und hat eine lebhafte Neigung für Dich; — nur wenig junge Mädchen können sich eines solchen Bewerbers rühmen — und Du schlägst ihn aus — ohne Grund!"

„Das doch nicht, liebe Großmama," sagte Dorothea und richtete ein wenig ihren gesenkten Kopf auf: „Prinz Guido ist mir unsympathisch."

„Ich kann diese abgeschmackten neumodischen Worte

nicht leiden, Dorothea! Unsympathisch! leeres Wort. Ehedem sprach man allerdings von sympathischen Mitteln gegen das Wechselfieber und die fallende Sucht; doch von sympathischen Gefühlen und Seelensympathie sprach man nicht. Es steckt bei Dir nur der Sinn dahinter, daß Du den zweiten Bewerber vorziehst."

„Das kann wohl sein, liebe Großmama."

„Lord Waldegrave — der gar kein Engländer ist, — mag interessanter sein als Prinz Guido; aber interessante Männer sind häufig, ja fast immer sehr unbequeme Ehemänner, launenhaft, selbstsüchtig, despotisch — Eigenschaften, die kein häusliches Glück versprechen. Ferner: er zieht in der Welt umher wie ein Zigeuner, ohne sich irgendwo niederzulassen, ohne Zweck, ohne Beschäftigung. Ferner: er ist ein Vierteljahrhundert älter als Du und schließlich kommt zu dem Allen noch ein Umstand, der Deinem Vater und mir unausstehlich ist — er ist Katholik. Hätte Dein Vater nicht eine so übertriebene Zärtlichkeit für Dich, daß er Dich in der Wahl eines Gatten nicht beschränken will, so würde der letzte Umstand schon genügen, um den Bewerber abzuweisen. Was Du aber zu thun hast, wenn Du eine gute Tochter sein willst, das ist klar: wählst Du Prinz Guido, so beglückst Du Deinen Vater, wählst Du Lord Waldegrave, so betrübst Du ihn. So liegt die Sache. Dein Vater hat gewünscht, daß ich sie mit Dir zum Abschluß bringe, weil es ihm widerstrebt, die Rücksicht bei Dir gelten

zu machen, welche Du ihm schuldig bist. Jetzt also sprich und bedenke, daß von Deiner Entscheidung Deine Zukunft abhängt."

Die Fürstin hatte, wie das ihre Art war, ganz affectlos gesprochen. Sie übte dadurch einen starken Druck auf ihre Umgebung nicht nur, sondern auch auf fremde Personen aus, denn man fühlt sich unwillkürlich geneigt, einer Meinung beizustimmen, welche mit der größten Kaltblütigkeit dargelegt wird; man meint, diese Ruhe müsse auf ganz unwiderleglichen Gründen beruhen, während ein starker Affect Mangel an Gründen voraussetzen läßt. Auch Dorothea empfand den Druck, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen und sie erwiederte schüchtern mit zitternder Stimme:

„Wenn es den guten Papa unglücklich macht, so werde ich nicht Lord Waldegrave's Bewerbung annehmen."

„Das erwartete ich von Dir," sagte die Fürstin ruhig.

„Aber Papa wird auch nicht wollen, daß ich unglücklich werde — und so lehne ich denn auch Prinz Guido's Antrag ab," fuhr Dorothea fort, indem sie aus ihrer etwas zusammengesunkenen Haltung sich erhob und die Augen aufschlug. In ihrem Charakter wie in ihrer äußeren Erscheinung war ein Gemisch von Schüchternheit und Energie — und da es sich jetzt um eine Lebensfrage handelte, gewann die Energie die Oberhand.

Eine Wolke flog über die Stirn der Fürstin und sie fragte:

„Willst Du etwa unvermält bleiben?"

„Ich will mich nur mit einem Mann vermälen, vor dem ich hohe Achtung haben kann und das ist nicht der Fall bei Prinz Guido," versetzte Dorothea. „Er ist zu jung für mich. Er ist mir nicht geistig überlegen. Ich kann mich nicht an ihm bilden, in ihm keinen Rathgeber, keine Stütze finden — und das muß ich haben. Prinz Guido ist vielleicht recht gut, hat auch vielleicht Verstand. Unterschätzen will ich ihn gewiß nicht . . . aber auch nicht heirathen. Ueberdies wäre mir das Leben in einem kleinen Residenzstädtchen, an einem winzigen Höfchen ganz unerträglich."

„Das wäre also gegen Prinz Guido," sagte die Fürstin: „was ist denn nun für Lord Waldegrave?"

„Alles, liebe Großmama! o Alles! er ist mir sympathisch. Nichts mißfällt mir an ihm; an Prinz Guido gefällt mir nichts. Alles, was Du gegen ihn vorbrachtest, zieht mich an. Er ist etwa zwanzig Jahre älter als ich, hat also an Erfahrung, Wissen und Kenntnissen einen geistigen Schatz, der mir mangelt. Er führt kein Zigeunerleben, sondern als Erbe seines reichen Vaters und seines reichen Onkels hat er enorme Besitzungen in Belgien, in Oesterreich, in England — und deshalb hält er sich bald hier und bald dort auf, und um Welt und Menschen kennen zu lernen, reist er viel und gern.

Nicht aus Grille nennt er sich Lord Waldegrave, sondern weil sein Onkel dies zur Bedingung für den Antritt der Erbschaft machte. Katholisch ist er — ja! doch das ist für Papa im Grunde ganz gleichgültig. Ueber Theologie werden Beide ja nie miteinander reden — und wie gern hat sich Papa in Ems mit ihm unterhalten! Papa und alle Welt" . . . —

„Besonders Du!" unterbrach die Fürstin.

„Ich nicht, liebe Großmama, ich hörte meistens nur zu."

„Aber wie gespannt, wie aufmerksam! mir fiel dabei immer Desdemones und der garstige Mohr dabei ein."

„Lord Waldegrave und garstig!" rief Dorothea lächelnd im vollen Bewußtsein des Gegentheils.

„Und wäre ich Dein Vater gewesen, so würde ich etwas weniger Geschmack für Lord Waldegrave's Unterhaltung geäußert haben. Ich sah mit Angst das voraus, was gekommen ist."

„Ich wollte nur sagen, daß Papa sich in Ems gar nicht darum bekümmert hat, zu welcher Confession Lord Waldegrave sich hält, und ich sehe nicht ein, weshalb er das nicht auch ferner thun will."

„Alles Katholische ist ihm verhaßt. Bei einem katholischen Schwiegersohn lief seine Tochter Gefahr katholisch zu werden."

Dorothea schwieg und die Fürstin fuhr fort:

„Dein Schweigen beweist mir, daß du auch diese Gefahr ahnst."

„Ich habe nie an sie gedacht. Daß aber Lord Waldegrave Katholik ist — liebe Großmama, verzeih' es! — auch das gefällt mir."

„Also Deine letzte Antwort, Dea," sagte die Fürstin abbrechend.

„Ich gab sie bereits," erwiederte Dorothea, in ihre Schüchternheit zurückfallend: „Mein Glück liegt jetzt in der Hand meines Vaters, denn er muß die Antworten schreiben. Ich sage entweder zweimal Nein! oder Ja... für Lord Waldegrave."

„Es ist gut, Dorothea, Du kannst jetzt gehen; aber merk' es Dir: Du erscheinst nie wieder im Reitkleid zu einer Besprechung mit Deiner Großmutter."

„Gewiß nicht, liebe Großmama," erwiederte Dorothea, küßte die Hand der Fürstin, und erhob sich merklich erleichtert. Ihre Schüchternheit machte sie verschlossen; aber ihr fester Wille und ihr gerader Sinn machten sie aufrichtig. Gewannen diese beiden die Oberhand, so äußerte sie sich bestimmt und freimüthig. Dies war soeben geschehen trotz des gewaltigen Respekts, den Dorothea vor der strengen Fürstin hatte und der ihr eine große Scheu einflößte, sich vor derselben zu äußern. Jetzt war es ihr, als habe sie einen großen Sieg davon getragen und durch ihn ermuthigt sagte sie:

„Und nicht wahr, liebe Großmama, Du richtest es so ein, daß sich Papa nicht sehr über meine Antwort betrübt. Gehörte doch meine Mutter der griechischen

Kirche an und nie hat es ihn belästigt. Weshalb also sollte ein katholischer Schwiegersohn ihm zuwider sein?"

„Weil die katholische Kirche ganz andere Ansprüche macht, als die griechische. Nimm jetzt Deine Reitgerte auf, geh' und kleide Dich um."

Dorothea verließ das Zimmer. Es war nicht anders, als ob ein Sonnenstral verschwunden sei, als ob ein Frühlingstag wieder dem Winter Platz gemacht habe. Trotz ihrer Gewohnheit der Selbstbeherrschung, die ihr zur andern Natur geworden war, legte sich der Ausdruck schmerzlicher Trauer auf das strenge Antlitz der Fürstin, als sie sich allein befand und — was häufig bei unangenehmen Vorfällen geschieht — sie versank in Grübelei, wie man dies Ereigniß hätte abwenden können und sollen. Der Fürst selbst hatte es verschuldet, nicht sie. Sie erhob sich, schellte und befahl dem eintretenden Diener, dem Fürsten, falls er nicht auf der Jagd sei, zu melden, daß sie ihn zu sprechen wünsche.

Gleich darauf erschien er. Ein feiner, schlanker, schmächtiger Herr, mit schönen, regelmäßigen, etwas schlaffen Zügen, wie man sie nicht selten bei absterbenden Geschlechtern findet; von mitteler Größe, ruhig in Haltung und Bewegungen, war er mit achtundvierzig Jahren eine angenehme Erscheinung — wenigstens für den ersten Eindruck. Seine Stellung in der Gesellschaft, sein vielfacher Weltverkehr hatten seinen unbedeutenden

geistigen Fähigkeiten eine gewisse Politur gegeben, die über den Mangel an eigenem Urtheil und an gründlichen Kenntnissen täuschen konnte. Jede moralische und geistige Anstrengung und Aufregung war ihm zuwider; das Leben mußte vor allen Dingen bequem sein. Daher war sein Charakter schlaff und spiegelte sich in seinen Zügen ab. Allem Unangenehmen ging er aus dem Wege und übertrug so viel wie möglich seiner Mutter, alles Unebene glatt zu machen. Deshalb hatte sie denn auch die entscheidende Unterredung mit Dorothea gehabt. Jetzt stattete sie ihm einen genauen Bericht ab, worauf er den Schluß machte:

„Es ist also nicht zu ändern! Dea wird Lady Waldegrave."

„Und wenn sie katholisch würde?" fiel die Fürstin ein.

„Das ist Dea's Sache."

„Und wenn ihre Kinder katholisch würden?"

„Beste Mama! Dea ist noch nicht Braut und Du denkst an ihre Nachkommen."

„Das versteht sich, mein Sohn, denn es muß in den Ehepacten aufgenommen werden, daß die Kinder der Religion der Mutter folgen."

„Und wenn Lord Waldegrave nicht darauf eingeht?"

„So wird die Sache rückgängig — das Beste, was geschehen kann."

„Wenn aber Dea erklärt, ihr sei dieser Punkt gleichgültig?“

„Lieber Sohn, die Besprechung über die künftigen Kinder wird ohne Betheiligung von Seiten Dea's stattfinden.“

„Gut! die Sache wird dennoch vor Dea kommen, sobald ein Grund zum Bruch davon abgeleitet werden soll — und das wird sie nicht wollen.“

Da die Fürstin dieselbe Ueberzeugung hatte, aber es nicht aussprechen wollte, sagte sie nach einer kleinen Pause:

„Hat man heirathsfähige Töchter, so muß man mit Rücksicht auf sie den Umgang wählen und sie nicht in täglichen Verkehr mit Leuten bringen, die man nicht zum Schwiegersohn haben will. Diese Vorsicht hast Du nicht beobachtet. Du bist in Ems während fünf Wochen unzertrennlich von Lord Waldegräve gewesen.“

„Allerdings! wer hätte aber denken können, daß er neben Prinz Guido Eindruck auf sie machen werde!“ —

„Wer? — ich! ich bemerkte, wie Dea, so weit ihre Schüchternheit es zuließ, nur für Lord Waldegrave Aug' und Ohr hatte. Ich warnte Dich indirect, als ich Dich bat, Lord Waldegrave nicht nach dem Schloß zu begleiten, welches er zu kaufen gedachte oder gekauft hatte. Aber Du fandest es unterhaltend und gingest mit ihm. Dein Benehmen mußte ihm jede Hoffnung gestatten — und jetzt, da Du so leicht Deine Einwilligung

gabst, willst Du nicht einmal die Bedingung wegen der Nachkommenschaft daran knüpfen."

„Beste Mama, ich thäte es gern, sobald ich sicher wäre, diese Bedingung durchzusetzen. Steht aber Dea's Glück auf dem Spiel" . . . —

„Lieber Sohn," fiel die Fürstin ein, „keine Romanphrasen, ich bitte Dich. Ein verständiges und wohlerzogenes junges Mädchen — und das ist Dea! — kann stets recht glücklich in einer standesmäßigen Ehe sein, sobald der Gemal kein Ungeheuer an Leib und Seele ist, denn man hat seine Vernunft, um sich den Verhältnissen anzupassen oder sie allmälig besser zu gestalten. Dea's Ehe mit Prinz Guido wäre so glücklich wie möglich geworden. Wir kennen die Eltern, die Verhältnisse; der Zuschnitt des Lebens ist der unsere; Dea wäre uns erreichbar geblieben" . . . —

„Beste Mama," fiel jetzt der Fürst lächelnd ein, „all' diese Vorzüge betreffen mehr uns, als Dea. Wir dürfen nicht vergessen, daß Prinz Guido durchaus keine glänzende Apanage — Lord Waldegrave aber ein unermeßliches Vermögen hat."

„Bist Du ein Kaufmann, lieber Sohn, daß Du das Glück Deiner Tochter nach dem Gelde abschätzest?"

„Durchaus nicht! doch wenn von äußeren Vorzügen die Rede ist, darf man auch das Vermögen in Anschlag bringen. Daß mir Prinz Guido als Schwiegersohn lieber wäre, versteht sich."

„Daß er es werde, hängt von Dir ab: weise Lord Waldegrave's Antrag zurück und nach einigen Thränen und etwas Betrübniß vermält sich Dea mit Prinz Guido."

„Dessen bin ich ebenso wenig gewiß wie der Frage über die Nachkommenschaft."

„Lieber Sohn! wenn Du Deiner selbst sicher und fest in Deinen Entschlüssen wärest, so würden Deine Schwankungen aufhören. Allein Du hast einen Widerwillen gegen alles Unbequeme, und da es manchmal unbequem ist und Verdrießlichkeiten mit sich bringt, den Willen festzuhalten, so läßt Du ihn fallen, wie eben jetzt, weil es Dir lästig wäre, Dea mit verweinten Augen zu sehen. Das ist Schwäche, lieber Sohn, keine Güte."

„Du thust mir Unrecht, beste Mama, es ist Liebe für Dea."

Die Fürstin lächelte in ihrer Weise, mit den Lippen, nicht mit den Augen, als sie entgegnete:

„Stark gemischt mit Liebe zur Bequemlichkeit und Ruhe. Doch genug! Du kennst jetzt Dea's Antwort, Du kennst meine Ansicht; Du bist der Vater, Dir steht die Entscheidung zu."

„Da ich aber die Entscheidung in Dea's Hand gelegt habe, so kann ich nicht mehr eingreifen."

„Das heißt, lieber Sohn, Du hast ihr die Freiheit gegeben, Nein zu sagen. Daraus, daß sie dies für den

einen Antrag thut, folgt nicht, daß Du Ja und Amen zu dem andern Antrag sprichst. Uebereile Dich nicht in Deiner väterlichen Liebe."

„Uebereilen!" rief der Fürst und erhob sich ungeduldig: „seit drei Tagen langweilt mich die Ueberlegung dieser Briefe! Es ist unmöglich, die Beantwortung noch länger zu verschieben. Adieu, beste Mama, ich schreibe — und zwar zuerst an Prinz Guido, den armen Schelm" . . . — —

„Und dann besinne Dich, mein Sohn!"

Der Fürst verließ seine Mutter und schrieb an Prinz Guido einige freundliche und dankbare Zeilen. Welchen Grund sollte er aber für das Ablehnen seiner Tochter angeben. Es wäre doch allzu unhöflich gewesen zu sagen, daß sie den Prinzen nicht leiden könne, und ganz unwahr zu sagen, daß sie sich noch nicht vermälen wolle. Was soll ich noch lange zaudern! murmelte der Fürst vor sich hin: ich schreibe, daß das Herz meiner Tochter nicht mehr frei ist; — und damit ist die Sache nach zwei Seiten hin abgemacht.

Als der Brief geschrieben war, ließ er seine Tochter rufen, las ihr denselben vor und fragte dann:

„Nun, Dea, hab' ich es recht gemacht?"

Sie küßte mit zärtlicher Dankbarkeit seine Hände. Da fragte er lachend:

„Aha! ich merke! ganz recht ist es noch nicht. Ich muß jetzt an Lord Waldegrave schreiben, daß er komme."

„O lieber Papa!“ rief Dorothea frohlockend und warf sich in seine Arme.

Der Frühling hatte den Winter besiegt. Die Fürstin schien durchaus nicht überrascht zu sein. Wer zuletzt mit dem Fürsten sprach — der behielt Recht; und dem Unangenehmen mußte, wenn es nun einmal nicht zu vermeiden war, die möglichst angenehme Seite abgewonnen werden. Zu vermeiden war aber nur dasjenige, was man ohne Mühe bei Seite schaffen und dem man ohne Anstrengung aus dem Wege gehen konnte. Nach dieser Richtschnur lebte und handelte der Fürst. Lord Waldegrave war ihm nun ein sehr willkommener Schwiegersohn. Als derselbe nach wenigen Tagen eintraf, um von Dorothea das Jawort zu empfangen, begrüßte ihn der Fürst mit großer Freude, die Fürstin höflich und gemessen, Dorothea schüchtern und zurückhaltend, aber mit gleichsam verschleierter Glückseligkeit. Imponirend wie in seiner äußeren Erscheinung, stand er auch dem Wesen nach vor ihrem Auge, mit der Sicherheit, der Reife, welche der Sommer des Lebens bringt, während seine ungewöhnliche ernste Schönheit, sein geistvoller Ausdruck, seine hohe, vornehme Gestalt und Haltung jenen Eindruck noch vertieften.

Am Tage der Verlobung brachte die Fürstin den künftigen Wohnsitz zur Sprache und sagte:

„Sie werden Ihr Wanderleben jetzt hoffentlich ein wenig beschränken, nicht wahr? Der heimathlose Mensch

ist selten ein zufriedener Mensch und der Bestimmung der Frau widerspricht nichts so sehr, als fort und fort auf der Eisenbahn von einem Ende Europas zum andern — sogar darüber hinaus zu fliegen.

Dorothea hatte genau den entgegengesetzten Geschmack; allein in Gegenwart der Eltern sprach sie sich nicht aus, wie das gewöhnlich bei jungen Leuten der Fall ist. Sie horchte auf, was Lord Waldegrave antworten werde.

„Ich bin aber nicht heimatlos," sagte er lächelnd; „ich bin zu Hause hier und da und dort, habe überall mein Haus, Verwandte, freundschaftliche Beziehungen, Verpflichtungen."

„Eine solche Zersplitterung der Interessen raubt ja alle Ruhe, welche doch nothwendig ist, um eine geordnete Existenz zu führen," wendete sie ein.

„Locomotion, wenn sie durch die Verhältnisse geboten wird, macht nicht unruhig und wird zur Gewohnheit. Uebrigens bin ich gern bereit an demjenigen Ort länger zu verweilen, den Comtesse Dorothea mir bestimmen wird."

„Da wirst Du Goldenstein wählen, nicht wahr, Dea?" sagte der Fürst.

„Ich kenne Goldenstein nicht, lieber Papa," erwiederte sie.

„Bevor Sie wählen, müssen Sie kennen," sagte Lord Waldegrave, „und wenn Sie Romodin am Fuß der Meeralpen in Slavonien und Belair-Castle in der

freundlichen Grafschaft Shrewsbury kennen werden, so ist es zweifelhaft, ob Goldenstein den Sieg davon trägt."

„Auf jeden Fall bleibt Goldenstein ein Ruhepunkt auf Ihren Zügen nach Norden wie nach Süden," sagte der Fürst, „und es freut mich ungemein, daß ich wenigstens eine Ihrer zeitweiligen Residenzen kennen lernte, ohne damals eine Ahnung zu haben, daß es auch die meiner Tochter werden solle."

„Ich hoffe Sie lernen auch Romodin und Belair-Castle kennen," entgegnete Lord Waldegrave. „Das Letztere wird Ihnen, glaube ich, sehr gefallen. Es ist im normannisch-gothischen Styl und wie aus einem Guß — und liegt in einer lieblichen Landschaft, welche durch die wunderschöne Ruine von Tintern-Abbey — diesem Denkmal schauerlichen Frevels weltbekannt ist."

Die Fürstin studirte aufmerksam eine Notiz auf ihrem Fächer. Dorothea horchte gespannt auf. Der Fürst fragte ahnungslos:

„Was ist in Tintern-Abbey geschehen und warum wurde es zerstört?"

„In Tintern-Abbey ist nichts geschehen, als das, was in allen Klöstern geschieht," erwiederte Lord Waldegrave: „die Mönche dienten Gott nach ihrer Regel. Wahnsinniger Fanatismus wollte dies nicht dulden. Ein Herrscher, trunken von Blut und Leidenschaften, wurde — sei es Werkzeug, sei es Urheber des Fanatismus, und von Englands Erde verschwanden die

Klöster und ihre friedlichen Bewohner und Ruinen von unvergleichlicher Schönheit verkünden der Nachwelt in Lapidarstyl, was das ist: Glaubenshaß."

„Der Eifer für Reinigung des Glaubens von vielfachen Auswüchsen kann allerdings zu weit gehen," sagte der Fürst.

„Sagen Sie doch das richtige Wort!" fiel Lord Waldegrave ein.

Hastig unterbrach ihn die Fürstin durch die Behauptung:

„Der englische Volkscharakter paßt nicht für den Katholicismus. Das was man Glaube nennt, nämlich Anschauungen von übersinnlichen Dingen, hängt vom Temperament ab. Der Engländer ist cholerisch-phlegmatisch — eine ganz vortreffliche Mischung! Ein solcher Charakter gibt Kraft und Beharrlichkeit, und läßt sich nicht durch Phantasterei blenden."

„Kraft und Beharrlichkeit im heroischen Grade hat der katholische Glaube allzeit und überall hervorgerufen, und England zählt seine Martyrer nach Tausenden," erwiederte Lord Waldegrave: „das Temperament ist nur eine natürliche Anlage, welche durch die Religion gezügelt, gesittigt und gebildet werden soll — obschon ich gewiß nicht bestreite, daß eine solche Anlage gewisse Schranken setzt, gewisse Richtungen gibt, denen wir uns unterwerfen müssen."

Der Fürst war durch diese Discussion gelangweilt. Scherzend fiel er ein:

„Es sollen ja alle Menschen ihr Steckenpferd, ihre fixe Idee, ihre Marotte haben; und so ist dies denn auch bei meiner Mutter. Die vier Temperamente! in letzter Instanz entscheiden diese alle Fragen, alle Zweifel.“

„Auch den künftigen Wohnsitz von Comtesse Dorothea?“ fragte lächelnd Lord Waldegrave.

„Sprich, Dea, wo möchtest Du Dich am liebsten niederlassen,“ sagte ihr Vater.

„Nicht in England,“ versetzte sie; „lieber in Slavonien oder am Rhein.“

„Nun, dies ist doch klar!“ sagte die Fürstin mit einiger Selbstzufriedenheit: „Dorothea mit ihrem sanguinischen Temperament, fühlt sich dahin gezogen, wo dieses im Volk vorherrscht.“

„Das weiß ich nicht, liebe Großmama,“ antwortete Dorothea: „aber in England soll das Leben mit eiserner Strenge der Mode unterworfen sein; — ein solcher Zwang würde mich beängstigen.“

„Meine Tochter ist in großer Freiheit aufgewachsen,“ nahm der Fürst lächelnd das Wort: „ich fürchte sehr, sie wird zuweilen an den Ketten des Ehestandes rütteln.“

„Das wird sie nicht,“ sagte Dorothea sehr bestimmt und Lord Waldegrave fügte hinzu:

„Um so weniger, als von Ketten nicht die Rede sein kann."

Die Fürstin drängte ihren Sohn dahin von Lord Waldegrave zu begehren, daß seine Nachkommen protestantisch würden. Mühsam entschloß er sich zu dem unbequemen Gespräch. Es war aber nach dem ersten Wort schon zu Ende, denn mit lakonischer Kürze erwiederte Lord Waldegrave:

„Unmöglich! ich kann nicht für meine Nachkommen auf das verzichten, was ihr Recht ist. Sie haben das Recht Katholiken zu sein, wie sie das Recht haben meinen Namen zu tragen und mich zu beerben."

Den Fürsten stellte diese entschiedene Antwort ganz zufrieden, denn sie überhob ihn aller Debatten. Aber die Fürstin sagte, als er ihr das Ergebniß seines Gesprächs mittheilte:

„Wenn Dea nur einen Funken von Energie hätte, würde sie sich das nicht gefallen lassen."

„Beste Mama," wendete der Fürst ein, „bedenke doch, daß Pelagie niemals begehrt hat, daß unsere Kinder griechisch würden. Weshalb soll Dea nicht dem Beispiel ihrer Mutter folgen und tolerant sein?"

„Weil Toleranz den Katholiken gegenüber Schwäche und Thorheit ist. Schwäche — weil sie den Uebermuth haben nur ihren Glauben für den wahren zu halten, und Thorheit, weil sie darauf ausgehen Proselyten zu machen."

„Daß ihnen dies nicht gelingt, sehen wir ja," antwortete der Fürst gleichmüthig. „Wir können also in großer Ruhe ihren Wahn belächeln."

„Du bist unverbesserlich, mein Sohn, wenn Dea katholisch wird, wirst Du aber nicht lächeln," sagte die Fürstin.

Der Fürst machte eine zweifelhafte Miene. Sie setzte abbrechend hinzu:

„Lord Waldegrave wünscht also, daß die Vermälung in spätestens zwei Monaten statt finde?"

„Ja, gegen Ende November."

„Dann haben wir keine Zeit zu verlieren, um die Ausstattung zu besorgen."

„Und so elegant wie möglich, beste Mama. Der Diamantschmuck, den Waldegrave an Dea schenkte, erheischt einen ganz königlichen Trousseau."

Die Fürstin nickte Beifall. Lord Waldegrave reiste ab, um Mitte November wiederzukommen. Dorothea schwamm in Thränen.

Rosenmonde.

Die Fürstin fand, daß die Zeit verfliege, Dorothea fand, daß sie dahin schleiche. Für sie wollten die Tage kein Ende nehmen, denn von einem Tag zum andern harrte sie auf Briefe. Lord Waldegrave schrieb sehr häufig, und so liebevoll und zärtlich, daß ihr junges Herz davon berührt wurde, wie die Blumenknospe vom Sonnenstrahl. Sie fand den Muth ihre Gedanken, ihre Empfindungen ihm auszusprechen und schon das beglückte sie. Bei der strengen Großmutter, bei dem oberflächlichen Vater, bei der trockenen Fräulein von Stecken kam es nie zu einem intimen Gespräch. Bei der Ersteren war Dorothea verschüchtert; bei den zwei Letzteren fiel ihr nie so etwas ein. Mit dem Vater führte sie die Gespräche des Alltaglebens, mit Fräulein von Stecken gar keine; — es sei denn, daß sie mit einander botanisirten. Ihre beiden Brüder, fünfzehnjährige Zwillinge, standen ihr fern durch Alter und Studien. So hatte denn Dorothea eine einsame Jugend. Freilich brachte der Fürst immer einige Wintermonate

in der Hauptstadt zu, wo er in der Pairskammer des Landes einen Sitz einzunehmen hatte — und da hatte denn auch Dorothea zweimal die Freuden des Carnevals genossen und nach Herzenslust getanzt. Andere Beziehungen jedoch als gesellschaftliche ließen sich in dem tumultuarischen Treiben nicht anknüpfen, um so weniger, als die Fürstin ungemein streng in der Wahl des Umgangs für ihre Enkelin war und einen vertraulichen und freundschaftlichen gar nicht zuließ. Ueberflüssig sei er immer und häufig schädlich; so meinte sie. Vielleicht hatte sie nicht Unrecht, allein Dorothea fand im Familienkreise keinen Ersatz dafür. Sie war allein und sie fühlte es.

Jetzt wurde das anders. Sie fand liebevolles Verständniß, Ermunterung und freundliche Berichtigung und Aufklärung. Sie konnte sich anschmiegen ohne ein Frösteln zu spüren; sie durfte sich anlehnen ohne auf Härte zu stoßen. Sie nahm Besitz von der Zukunft wie eine junge Königin, die in ihre Reiche einzieht.

„Es ist erstaunlich!" sagte Fräulein von Stecken zur Fürstin, „Comtesse Dorothea hat alle Freude an der Botanik verloren. Etwas Interesse könnte doch dafür geblieben sein, sollt' ich meinen."

„Sanguinische Charaktere haben immer etwas Leidenschaftliches, etwas ganz Unberechenbares," erwiederte die Fürstin; „sie verlieren sich in einen Gegenstand

oder stoßen ihn zurück; sie bewegen sich in Sprüngen oder gar nicht.“

„Ja, aber ein klein wenig Interesse,“ wendete Fräulein von Stecken ein . . . —

„Ist nicht von Dea zu erwarten!“ unterbrach die Fürstin.

„Es ist erstaunlich, wie die Liebe ein junges Mädchen verändert,“ bemerkte Fräulein von Stecken immer höchst trocken.

„Nicht eigentlich verändert! sie entwickelt nur das junge Mädchen; sie bringt zum Vorschein, was inwendig war. Uebrigens will ich Ihnen zum Trost sagen, daß — bevor ein Mädchen einundzwanzig Jahr alt ist — der erfahrenste Menschenkenner nicht berechnen kann, wie sie sich entwickeln wird.“ —

Der Fürst hatte seine Freude an den Vorbereitungen zu einem äußerst glänzenden Vermälungsfest. Leider hatte diese Freude dennoch einen schwarzen Punkt; nämlich abermals einen Religionskampf, auf dem die Fürstin bestand, mit Lord Waldegrave.

Kaum war dieser angelangt, kaum war er von Allen auf's Herzlichste, von Dorothea mit seliger Freude empfangen worden: so bemächtigte der Fürst sich seiner, schloß sich mit ihm in das entlegenste seiner Zimmer ein und sagte:

„Lieber Freund, wir haben Ihnen nachgegeben was die Religion Ihrer Kinder betrifft. Dafür werden Sie

jetzt nachgeben und den Akt der Trauung von unserm Pastor vollziehen lassen. Wir wünschen nicht einen katholischen Priester für diese Feierlichkeit zu haben. Ueberdies ist der Missionsgeistliche, der hier in der Stadt Einmal im Monat den Gottesdienst für die Katholiken hält — ich weiß nicht wo! Von einer katholischen Trauung kann also nicht die Rede sein."

Auf diese energische Anrede versetzte Lord Waldegrave weiter gar nichts als:

„Gut."

Der Fürst war nicht weniger beglückt als verwundert. Wie ein Triumphator den besiegten Gegner führte er Lord Waldegrave zur Fürstin, wo ihm das Programm der Feste mitgetheilt und besprochen wurde. Dorothea war zugegen aber ohne mitzusprechen. Plötzlich wurde sie blaß und roth, denn ihr Vater hatte gesagt:

„Jetzt muß ich unserem Pastor Tag und Stunde der Trauung anzeigen, damit er sich auf eine schöne Rede vorbereite."

Dorothea sah Lord Waldegrave an, als erwarte sie von ihm einen Zusatz, eine Berichtigung — sie wußte selbst nicht was. Doch dieser sagte weiter nichts als:

„Schöne Rede, kurze Rede."

Dorothea erhob sich, hielt ihr Tuch vor die Augen und verließ den Salon so schnell, daß sie bereits draußen war, bevor der Vater ihr nachrief:

„Was fehlt Dir Dea?“

„Ich bitte gehen Sie ihr nach,“ sagte die Fürstin zu Fräulein von Stecken.

Es geschah; sie kehrte jedoch bald zurück und berichtete:

„Comtesse Dorothea hat ihre Thür verriegelt und mir zugerufen, ihr sei nicht ganz wohl; es werde aber schnell vorübergehen, wenn man sie allein lasse.“

„Sie wird bewegt sein durch die bevorstehende Trauung,“ sagte der Fürst, „die für uns doch viel schwerer sein wird, als für sie. Geht die einzige Tochter fort, so fällt gleichsam die Blüte des Hauses ab.“

„Vergiß nicht Deine Söhne,“ sagte die Fürstin.

„Gewiß nicht — obschon sie erst Knospen und noch keine Blüten sind. Aber das Kind, das man hergeben muß, kommt uns immer ganz unersetzlich vor.“

„Und bei Ihrem Nomadenleben, Lord Waldegrave, dürfen wir ja auch gar nicht darauf rechnen Dorothea wiederzusehen,“ sagte die Fürstin; „denn die Reisen zwischen Nordpol und Südpol rauben Zeit.“

„Dea's Vaterhaus wird immer auf unserm Wege liegen.“

„Das ist ein Wort!“ rief der Fürst vergnügt und drückte Lord Waldegrave's Hand, und sogar die Fürstin lächelte, wenn auch nur in ihrer Weise mit den Lippen, nicht mit den Augen.

Nach einer halben Stunde kam Dorothea zurück.

Man sah, daß sie geweint hatte. Lord Waldegrave eilte ihr entgegen, ergriff ihre Hand, blickte zärtlich in ihr schönes Auge und fragte:

„Dea, was fehlt Ihnen?"

So leise, daß nur er es verstehen konnte, entgegnete sie:

„Mir fehlt die katholische Trauung, der Segen Ihrer Kirche."

Er schwieg betroffen, denn alles Andere hätte er eher erwartet. Sie aber sagte in verändertem Tone zur Fürstin, als ob sie nur fortgegangen sei, um mit einer Kammerfrau zu sprechen:

„Es ist eine große Kiste angekommen, liebe Großmama. Die Guspuri meint, es sei das Brautkleid."

„Laß' es auspacken, Dea!" rief der Fürst, der sich sehr für Toiletten-Angelegenheiten, Mode und Elegance interessirte.

Das geschah. In einem der Zimmer der Fürstin wurden alle Herrlichkeiten ausgebreitet und man ging hinüber, um sie in Augenschein zu nehmen. Lord Waldegrave blieb etwas zurück, trat dann aber schwer beladen ein. Er stellte zwei kleine Kasten von Cedernholz vor Dea hin und überreichte ihr die Schlüssel. In dem einen lag ein persischer Shawl, in dem andern lagen Spitzen, Beides von solcher Schönheit, daß sogar die Fürstin ihre Bewunderung äußerte. Endlich

reichte er Dorothea eine kleine Cassette von braunem Saffian und sagte:

„Es heißt, Perlen bedeuten Thränen. Deshalb sind diese Perlen mit Diamanten vermischt; da verlieren sie ihre traurige Bedeutung.“

„Das ist aber etwas Unvergleichliches!“ rief der Fürst: „unser Hausschmuck ist übertroffen. Wenn auch unsere Garnitur von Saphiren und Diamanten in die Schranken treten kann gegen die Smaragden und Diamanten, welche Sie bereits an Dea schenkten: so müssen doch gegen diese Perlen, gegen diese Diamanten die unseren zurückstehen, nicht wahr Mama? . . . . Unsere Rose von Rubinen ist das Einzige, worin wir überlegen sind.“

„Ein ganzer Schmuck von Rubinen und Diamanten harrt auf seine Herrin in Belair-Castle,“ sagte Lord Waldegrave: „man hat ja nur selten Gelegenheit solchen Schmuck zu tragen und für die Hochzeitsfeste genügt das, was Dea jetzt besitzt.“

„Ach, überhaupt! . . . übergenug!“ sagte Dorothea ganz geblendet von den Kostbarkeiten, welche sie umgaben. Dann wendete sie sich zu Lord Waldegrave und rief mit jenem lebhaften Ausbruch der Empfindung, der sie so reizend machte: „O Manfred! glauben Sie nur ja nicht, daß ich Sie wegen der Diamanten mehr lieben könnte . . . . — als ich Sie jetzt liebe.“

„Das versteht sich," setzte die Fürstin hinzu und der Fürst.

„Aber freuen müssen sie Dich doch!"

„Gewiß, lieber Papa! . . . wenn ich nämlich Ihnen in dem schönen Schmuck gefalle," wendete sie sich an Lord Waldegrave.

Er nahm ein Diadem aus dem Kästchen, hielt es über Dorothea's Stirn, als ob er prüfen wolle, ob sie ihm gefalle. Dann sah er den Fürsten an und sagte:

„Dea!"

„Wenn auch das nicht," sagte der Fürst lächelnd und geschmeichelt: „so macht es sich doch sehr gut." — —

Alle Vorbereitungen zur Hochzeit waren so glänzend und festlich wie möglich. Das Schloß wimmelte von Gästen. Zwei Brüder der Fürstin fanden sich ein, die Schwestern des Fürsten, Verwandte von Lord Waldegrave, Alle in hochzeitlicher Stimmung, weil diese Verbindung, nach beiden Seiten hin, wohlgefällig war. Nur bei der Fürstin tauchte zuweilen der Gedanke auf: Wenn doch Prinz Guido der Bräutigam wäre! — Und doch mußte sie sich gestehen, daß dessen sehr mäßige Apanage Dorothea in eine beschränkte Lage versetzt haben würde.

Glänzende Tafel, Ball, Feuerwerk, Musik, Maskenscherze folgten auf einander.

Dorothea war ernst und bewegt.

„Du bist keine fröhliche Braut, Dea!“ sagte eine der Cousinen.

„Aber eine glückliche!“ erwiederte sie.

In dem Tumult, der sie umgab, konnte sie zuweilen ein paar Worte an Lord Waldegrave richten, die nicht von der Gesellschaft gehört werden sollten. Und so fragte sie ihn einmal ganz rasch:

„Ist unsere Ehe auch gewiß gültig, wenn kein katholischer Priester uns traut?“

„Seltsame Frage!“ versetzte er: „das Sacrament der Ehe wird nicht durch den priesterlichen Segen empfangen, sondern durch die erklärte Uebereinstimmung der Brautleute vollzogen. Alles Uebrige ist heiliger Brauch, aber nicht wesentlich.“

„Ah, das beruhigt mich!“ sagte sie sichtlich erleichtert: „aber weshalb legt denn mein Vater, oder eigentlich die Großmama, solch Gewicht auf die protestantische Trauung?“

„Liebe Dea, da müssen Sie die Großmama fragen!“ antwortete er lächelnd.

Einmal sagte er ihr wie glücklich es ihn mache, daß sie Interesse habe für die ernsten Fragen der Zeit, Sinn für ernste Lectüre. Diese Uebereinstimmung des Geistes sei ebenso nothwendig wie die der Herzen und mache die Einheit des Lebens möglich. Da erwiederte sie:

„Ja . . . aber es fehlt uns doch die Einheit im Glauben.“

„Sie kann eintreten, Dea.“

„Wünschen Sie es?“ fragte sie hastig.

„Diese Frage ist nicht mit zwei Worten abzuthun,“ erwiederte er lächelnd: „wenn ich Ja sagte, so würden Sie vielleicht sich erheben und vor der ganzen Gesellschaft ausrufen: Ich will katholisch werden!“

„O wie hat die Großmama Sie mit Vorurtheilen gegen meinen sanguinischen Charakter erfüllt!“ rief sie munter.

Als man am Vorabend der Hochzeit spät auseinander ging, betrat Dorothea ganz erschöpft ihr Zimmer. Die Stille, die Einsamkeit thaten ihr wohl. All' die Zeugen ihres friedlichen Mädchenlebens umgaben sie. Da stand ihr Flügel: sie öffnete ihn und schlug ein paar Akkorde an. Da stand der Tisch mit ihren Malergeräthschaften. Sie schlug die Mappe auf, in welcher ihre Aquarelle lagen und betrachtete das letzte Blatt — eine Ansicht von Ems, die anglikanische Capelle. Dort stand ein Tisch mit Photographien und anderen Albums; da ein anderer voll tausend Sächelchen, Kleinigkeiten, Geschenke zum Theil noch aus ihrer Kinderzeit, sie wußte kaum von wem. Bis sie Lord Waldegrave kennen gelernt hatte, waren ihr diese Andenken sehr theuer gewesen, dann aber gleichgültig geworden. Jetzt kam ihr das wie Treulosigkeit vor und ein zärtlicher Blick streifte darüber hin, um die Vernachlässigung gut zu machen. Zwischen diesen friedlichen Bildern tauchte auch

die Erinnerung auf, daß sie hier viele Thränen vergossen habe, über den Tod ihrer kleinen Geschwister, der Mutter dann und endlich über den Tod Friedrichs, ihres ältesten Bruders — und daß sie hier auch manches Mal geseufzt habe über die Strenge der Großmutter und die Langweiligkeit von Fräulein von Stecken. Das Alles trat ihr jetzt auf's Lebendigste entgegen und erfüllte ihr Herz mit Wehmuth, denn es gehörte einem Abschnitte ihres Lebens an, den sie jetzt mit einem andern vertauschte. Und dieser neue Abschnitt — was würde er bringen? .... Auch Thränen? .... Auch Seufzer? .... Und schließlich: welche Erinnerungen? —

Sie trat an's Fenster. Von diesem Flügel des Schlosses hatte man den Blick auf das Städtchen. Hie und da blinkte noch ein vereinzeltes Licht. Wachte dort ein Kranker? — oder eine arme Arbeiterin? — oder ein Hausvater bei seinen Rechnungsbüchern? — oder eine Mutter bei der Leiche ihres Kindes? — oder irgend Jemand, der für das Hochzeitsfest noch etwas zu thun hatte? — Genug, jedes dieser kleinen Lichter vertritt ein Menschenleben, sprach Dorothea zu sich selbst; — aber was ist denn das — ein Menschenleben? Und wie sie ihre Stirn an die kühlen Scheiben lehnte und in Nachdenken versank über dies wunderbare Räthsel, das erst in der Ewigkeit seine Lösung findet: was ist das — ein Menschenleben: da sprach eine Stimme: Leiden und kämpfen. Wer sagte das? Dorothea wendete rasch

sich um, trat aus der Fensternische heraus und sah sich im Zimmer um. Es war von der Lampe beleuchtet, aber leer. Rings umher war tiefe Stille. Ein Jeder hatte sich in sein Gemach zurückgezogen. Zur Rechten neben Dorothea's Zimmer wohnte Fräulein von Stecken; zur Linken lag ihr eigenes Schlafzimmer und daneben das Zimmer ihrer Kammerjungfer. Von dort konnte die Stimme nicht kommen. Habe ich geträumt? habe ich im Schlafe gesprochen? Aber wie sind mir nur die traurigen Worte eingefallen: Leiden und kämpfen? fragte Dorothea sich heimlich. — —

Auch solche Stimmen, auch solche überraschende Worte gehören zu dem großen Geheimniß Menschenleben.

Vierundzwanzig Stunden später war Dorothea Lady Waldegrave und mit ihrem Gemale auf dem Wege nach Romodin.

Fortan war ihr Leben ein Freudenrausch. Zärtlich geliebt von ihrem Gatten und ihn zärtlich liebend und verehrend, hätte sie sich an seiner Seite überall glücklich gefühlt; um wie viel mehr in ihrer glänzenden Lage, auf dieser großartigen Herrschaft, umringt von Allem, was das Leben angenehm machen kann — von Luxus vereinigt von Eleganz, Geschmack, Bequemlichkeit. Aber bevor sie sich eingewöhnen konnte, schlug Lord Waldegrave ihr einen Ausflug nach Venedig vor. Wer hätte das nicht frohlockend angenommen! Selbstverständlich

blieb man nicht auf der Schwelle von Italien. Man ging nach Florenz, nach Rom. Das war ja herrlich; — doch es war noch nicht der Süden. Der begann erst in Neapel und zeigte sich erst in Sizilien in seiner vollen Schönheit; und so kam man denn bis Syrakus. Nun drängte die Zeit zur Heimkehr. Im Mai wollte Lord Waldegrave seinen Verwandten in Wien Dorothea vorstellen und dann eine Schwester des Fürsten, die in Ungarn verheirathet war, besuchen. Im Juni endlich brachte Dorothea vierzehn Tage bei ihrem Vater zu.

„Sie sehen, daß ich Wort halte," sagte Lord Waldegrave zur Fürstin: „Dea's Heimat ist eine Zwischenstation auf unserem Wanderzug gen Norden."

„Ich habe es nicht anders erwartet," sagte die Fürstin.

„Und so etwas wie vornehme Zigeuner, die überall und nirgends zu Hause sind, seid Ihr doch," sagte der Fürst.

„Wir gehen jetzt nach England, wo ich meinen Sitz im Parlament einnehmen werde; das ist doch nicht zigeunerhaft," erwiederte Lord Waldegrave lachend.

„Wie machte sich Dea in der großen Welt?" fragte ihn die Fürstin.

„Sie machte sich so, daß ihr die Welt huldigte," versetzte er.

„Und wie benahmst Du Dich dabei," fragte der Fürst.

„Ich machte es genau so wie die Welt," entgegnete Waldegrave.

„Und Dea ist glücklich! das braucht sie nicht mit Worten zu sagen, das spricht ihre ganze Erscheinung aus. Da Ihr Euch also Beide zufrieden fühlt, so wird Eure Lebensweise ohne Zweifel die sein, die für Euch paßt," sagte der Fürst: „ich ginge zu Grunde, wenn ich während sechs Monaten aus einem Gasthof in den andern ziehen müßte."

„Die Gasthöfe sind Paläste, lieber Papa," rief Dorothea.

„Kann sein, meine Tochter! aber sie gehören mir nicht! immer neue Umgebungen, immer fremde Gesichter, immer andere Gegenstände um mich her — ich ginge zu Grunde!"

„Das macht die Gewohnheit des gleichmäßigen Lebens, sei es hier, sei es in der Residenz," sagte Waldegrave.

„Und das phlegmatische Temperament," setzte die Fürstin hinzu.

Sie war bisher unter dem Druck der Vorstellung gewesen, Lord Waldegrave werde den Aufenthalt in Italien benutzen, um Dorothea schleunigst „katholisch zu machen", wie sie sich ausdrückte. Vergebens stellte der Fürst ihr vor, daß keine Spur davon in Dorothea's Briefen zu finden sei. Sie zuckte die Achseln über diese Naivetät und sagte:

„Es wäre nicht das erste Mal, daß ein solcher Uebertritt verheimlicht würde.“

Jetzt aber ging aus Dorothea's Antworten auf die Fragen der Großmutter hervor, daß deren Besorgniß ohne Grund sei. Das Osterfest in Rom hatte die Fürstin ganz besonders beängstigt.

„Wie gefielen Dir denn die Ceremonien in der Charwoche?“ fragte sie nachlässig.

„Wie eine prächtige Vorstellung in einer fremden Sprache, die ich nicht verstehe,“ antwortete Dorothea unbefangen.

„Das war auch der Eindruck, den sie auf mich machten, als ich vor langen Jahren in Rom war: sie ließen mich kalt.“

„Ja, aber ich möchte sie verstehen! dazu war aber gar keine Zeit. Es gibt in Italien so ungeheuer viel zu sehen, daß ich nichts sein konnte, als Auge. Dazu kam Manfreds Bekanntschaft mit unzähligen Menschen und tausend gesellschaftliche Pflichten, welche aus diesen Beziehungen entsprangen. Ich habe nur ein sehr oberflächliches Tagebuch führen können.“

„Bei meiner nächsten Reise nach Italien will ich es besser machen.“

„Diese Reise wird hoffentlich nicht so bald stattfinden, denn Du wirst Mutterpflichten zu erfüllen haben, die mit der Nomadenexistenz nicht zu vereinigen sind,“ sagte die Fürstin.

„Ich werde mich gewiß bemühen, sie treu zu erfüllen — doch das Leben ist ja lang, liebe Großmama.“

„Meinst Du?“

„Ja, lang und schön! Vor einem Jahre um diese Zeit dachte noch Niemand an Ems, denn Ernst war noch nicht an der Lungenentzündung erkrankt. Und jetzt! was habe ich nicht Alles in diesen zwölf Monaten erlebt! wie viel Freude! wie großes Glück! .... Wenn ich mir vorstelle, daß ich noch fünfzig Jahre in dieser Weise leben kann, so muß ich sagen, es ist lange schön.“

„Du wirst aber nicht in dieser Weise fortleben und Du solltest Dich schon jetzt auf die Möglichkeit des Wechsels gefaßt machen.“

„Nein, liebe Großmama! das nicht,“ rief Dorothea lebhaft: „ich muß hinnehmen, was die Zukunft bringt; .... doch ich hoffe, daß es nichts Trauriges sein wird.“

Eingewiegt in dem Glück der Jugend verließ Dorothea zum zweiten Mal das Vaterhaus und ging mit ihrem Manne nach London und dann nach Belair-Castle.

„Hier beginnt eine neue Phase des Lebens, d. h. des Glücks,“ sagte sie zu Waldegrave: „hier soll ich Mutter werden.“

Plötzlich hielt sie inne und sagte ernst:

„Frauen sterben im Wochenbett! .... Wenn ich

sterben sollte, Manfred, was wird aus meiner Seele."

„Aus Deiner Seele?" wiederholte er betroffen, „ich dachte Du würdest sagen, aus Deinem Kinde."

„O nein, Manfred! das Kind hat ja an Dir einen liebenden Vater und wird gut aufgehoben sein. Aber was wird aus meiner Seele?"

„Das was Dein Glaube Dir sagt."

„Mein Glaube spricht von Unsterblichkeit. Ist er aber auch wahr?"

„Es ist der Glaube der Christen, Dorothea. Ich rathe Dir, nicht allzuviel zu grübeln: Du könntest ihn dadurch verlieren."

„Also ist es auch das, was die katholische Kirche lehrt, Manfred?"

„Gewiß! — Warum fragst Du das?"

„Weil ich mit Dir eins im Glauben sein möchte und weil die katholische Kirche die erste, die ursprüngliche ist."

Er gab dem Gespräch keine Folge. Sie hatte schon bemerkt, daß er nicht gern über dergleichen Fragen rede. — —

Als der Jahrestag ihrer Hochzeit kam, war auf große Freude großes Herzeleid gefolgt. Dorothea hatte einem Sohne das Leben gegeben — doch nach einigen Tagen starb das Kind.

Aus einem Tagebuche.

I.

Er [1]) warf das Gewehr über die Schulter und ging in den Wald. Sommerabend, Sonnenuntergang, Pirschjagd. Tiefe Waldesstille; so tief, so still, daß der Wald regungslos und wie durch Zauberbann gehalten schien. Es war ihm recht. Er war nicht blos Schütz, er war auch Jäger. Er liebte die Thiere des Waldes und der Wildniß, und ihr Leben und Wesen lockte und reizte ihn mehr, als ihr Untergang. Aber dann regte sich plötzlich der Schütz in ihm und dann hieß es Knall und Fall. Heute nicht. Der Wald war ausgestorben. Zuweilen gurrte ganz schwermüthig eine wilde Taube und in den höchsten Wipfeln der Bäume schlug die einsame Schwarzdrossel ein paar Töne ihres schönen Abendliedes an. Ueber allen Wipfeln ist Ruh; — so fängt ein Lied an. Gott weiß wer es gedichtet hat! der Dichter muß aber den Abend im Walde gekannt

---

1) Er spricht von sich in der dritten Person.

haben. Ueber allen Wipfeln ist Ruh! Ja. Da oben ist sie. In's Menschenherz steigt sie jedoch nicht herab. — Er dachte dergleichen tausendmal gedachte Dinge und setzte sich auf einen bemoosten Baumstumpf am Rande der Lichtung, die sich durch den Wald zog. So eben ging die Sonne dort unter, wo der Wald sein Ende hatte. Sie schloß die Lichtung ab, wie ein Vorhang von Purpur und Gold. Der Adler, heißt es, könne mit seinem metallisch glänzenden Auge fest in die Sonne schauen. Was nützt es ihm? er weiß ja nicht, was er sieht. Unbewußtes Glück ist kein Glück. Vielleicht doch für das Kind, weil dessen ganzes Leben noch nicht zum vollen Bewußtsein gelangt ist. Es wird getragen von spielenden Wellen und ahnt nicht, daß dies das Weltmeer ist, auf dem man zu den Palmenhainen der südlichen Gestade und zu den Regionen des ewigen Eises schifft. Als er ein Kind war, umspielten ihn diese Wellen. — —

Mit der Hand über den Augen und in sich gekehrt saß er da. Plötzlich vernahm sein Jägerohr auf dem Moosboden der Lichtung einen fernen Tritt. Langsam, um durch keine Bewegung das kluge scheue Reh zu schrecken, ließ er die Hand sinken. Allein die langen ruhigen Schatten, welche das, was sich nahete, vor sich herwarf, deutete genugsam an, daß kein Reh sich nahe. O nein! Sie war es. Als ob das Sonnenthor sich für sie geöffnet habe, so kam sie daher geritten, langsam,

ganz langsam, in tiefen Gedanken. Hätte er sich nicht erhoben um sie zu grüßen, so würde sie ihn vielleicht gar nicht bemerkt haben. Jetzt neigte sie ein wenig ihr königliches Haupt und wie an einem Fremden ritt sie an ihm vorüber. Vielleicht erkannte sie ihn gar nicht. Aber Abud erkannte ihn. Abud wendete das kluge, feurige, treue Auge ihm zu und schien ihn anzulächeln. Ja, mein Abud, das waren andere Tage, als er in der Ebene von Schubra dich für sie zuritt; du aber, du edles Roß, bist dasselbe geblieben und mit Wohlgefallen folgte dir sein Blick. Von Farbe perlenweiß, hellgrau geapfelt mit röthlichem Anflug auf dem Bug, die Mähne silbergrau und silbergrau der Schweif, weich geschwungen wie der Paradiesvogel auf dem Turban einer Odaliske; der Huf schlank und nervig wie der einer Gazelle; das Auge verständnißvoll, sanft und kühn — ja, mein Abud, du Sohn der Luft, du bist es werth die Tochter der Sonne zu tragen! Und wie unschön nehmen sich gegen Dich die gereckten und gestreckten Linien aus, welche zusammengesetzt das englische Vollblutpferd bilden. Große Ueberraschung macht blödsinnig — wenn sie das Herz betrifft. Er wußte nicht, daß sie in der Gegend sei, und als er sie sah — dachte er an Abud. Freilich verband sich mit Abud eine wunderbare Perspektive — rückwärts.

Sie war längst am untern Ausgang der Lichtung verschwunden, längst auch der Reitknecht, der ihr auf

zweihundert Schritt Entfernung folgte. Längst war die Sonne untergegangen und zögernd wie das Leben vor dem Tode wich das Abendroth der fahlen Dämmerung. Eine Schlange schlüpfte neben seinem Fuß unter die hohle Wurzel des Baumstammes, auf welchem er saß. Das weckte ihn und gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Er ging heim. Die Redaktion einer Zeitung hatte sich mit der Bitte an ihn gewendet, Scenen aus seinem Jägerleben in Bengalen und Nubien in ihrem Feuilleton zu beschreiben. Er setzte sich an den Schreibtisch und überlas den Brief: „Berühmte Leute schreiben im Feuilleton." Ihm einerlei! Er gehört nicht zu den berühmten Leuten und gibt keinen Pfifferling um durch eine Zeitung als berühmt gepriesen zu werden. „Glänzendes Honorar" — — ein paar hundert lumpige Gulden nennt der filzige Jud', wenn er sie zahlen soll, glänzend! — „In der ganzen Welt gelesen" — — von wem? von Männern, die bei einer Cigarre ihren Mittagsschlaf halten. Frauen lesen keine Jagdscenen, höchstens einmal eine recht grausige. Das genügt ihnen, das ist sehr verständig. Jagdscenen, wirklich interessante, d. h. gefährliche, muß man erleben, nicht lesen. Es war ein höchst interessantes Abenteuer, als im Jongle bei Lakon das wildeste der wilden Thiere, eine säugende Tigerin, ihm fast den Garaus gemacht hatte. Doch was ist davon lang und breit zu sagen? nichts! oder allenfalls dieses: Hätte ihm damals die

Tigerin mit einem Griff das Herz zerfleischt, so könnte jetzt keine Katze ihm ganz säuberlich das Herz zerkrallen. Eine solche Moral von der Geschichte würde auch den Damen gefallen. Ob sie sich wohl auf die Seite der Katze stellen und ganz freundlich sagen würden: O, das thut gar nicht weh! ist nur ein charmantes Spiel. — Ihm aber gefällt die Tigerin besser als die Katze. — O Leben, o Leben! was machst du aus uns! — Fort mit dem Brief in den Papierkorb. Er schreibt für sich — nicht für Andere. Der einsame Mensch, der nicht blos passiv in seinem Innern sich verhält, der nicht blos empfänglich, sondern activ und verarbeitend ist, der muß mitunter das Zuviel seines Herzens, seiner Gedanken aus sich herausschütten und dann sich selbst darin betrachten und schauen, ob er nicht etwa ein Narr ist. Diese Art von Schreiberei ist verständig und löblich. Jede andere ist vom Uebel; jede! Ja, es fragt sich ob die heilige Schrift nicht besser ungeschrieben geblieben wäre, so daß die Lehre nur auf der Tradition beruhte. Der Sectirerei wäre weniger Vorschub geleistet. — Halt, er könnte in Conflikt mit dem heiligen Geist kommen!

II.

So war es.

Im December werden es drei Jahre, da war er in Egypten, in diesem seltsamen Lande, das die Natur

alljährlich an ihrer Mutterbrust mit den überströmenden Wassern des Nil tränkt — eine Erscheinung, deren Grund kein Naturforscher enträthselt hat. Er kam durch die große Wüste vom Sinai und hielt sich in Cairo auf, um sich zur Nilfahrt bis zu den großen Katarakten in einer eigenen Dahabich anzuschicken. Die Dampfschiffreise auf dem Nil widerte ihn an und hätte ihn auch nur bis zu den kleinen Katarakten gebracht. Er wollte weiter. Er wollte dies traurige Land kennen lernen, traurig durch seine Schicksale: die Cultur geht im Sande unter, das Volk im Islam.

Abud trug ihn zu den Pyramiden. Mit einem allzu verwegenen Griff in seine Kasse hatte er in einem Dorfe des Antilibanon den Abud gekauft. Sechs Söhne eines sterbenden Scheiks stritten sich bis auf's Messer um das edle Thier. Im Anblick des Goldes versöhnten sie sich und er wurde Besitzer eines Pferdes, wie es in keinem Marstall Europas edler zu finden ist. Bei seinem Wüstenritt aus Syrien zum Sinai und vom Sinai nach Suez und Cairo führte er ein Kameel mit sich, welches die Wasserschläuche für Abud trug, dafür aber wurde er von Abud getragen und das war freilich etwas Anderes, als auf dem Rücken eines Kameels wie ein Waarenballen hin und her geschaukelt zu werden.

Er ritt also zu den Pyramiden, zu diesen merkwürdigen Gebäuden, die vielleicht die Hälfte des Alters unseres Erdballs haben und so unbeweglich auf ihrer

ungeheuren Basis ruhen, als forderten sie die Ewigkeit heraus um zerstört zu werden.

Es macht immer einen großen Eindruck, wenn man gewahr wird, daß der Mensch, diese Ephemere in der Zeit, mit dem was er schafft an die Ewigkeit denkt. Und das thaten die alten Egypter; ein tiefsinniges Volk, bei dem Solon und Pythagoras in die Schule der Weisheit und der religiösen Geheimlehren gingen. Freilich verfiel der Tiefsinn, den keine göttliche Offenbarung erleuchtete, in wilde Phantasterei und in gräulichste Geistesverzerrung. Aber wie in schwülen finstern Nächten Leuchtkäfer auffliegen und mit ihrem Schimmer an Sterne erinnern, während die Sterne des Himmels in Wolken gehüllt sind: so taucht der Glaube an das ewige Leben, an eine Welt des gerechten Lohnes wie der gerechten Strafe zwischen den abenteuerlichsten und verwirrtesten Einbildungen auf.

Mit derartigen Gedanken ritt er zu den Pyramiden, bestieg die des Cheops, kroch in ihre inneren engen dunkeln Gänge hinein und ging dann zu der Sphynx, die unfern im Sande fast vergraben ihr riesiges Haupt mit dem verstümmelten Antlitz so drohend emporhebt, als sei sie noch jetzt bereit denjenigen zu erwürgen, der ihr Räthsel nicht löst. Um die Sphynx herum standen europäische Reisende und ein ganzes Heer von Beduinen, die für alles Mögliche und Unmögliche ihre Dienste anboten. In einiger Entfernung Eseltreiber und Pferde=

knechte mit ihren Thieren und zwischen ihnen Abud, neben welchem eine hochgewachsene Männergestalt die Gruppe wenn nicht überragte so doch beherrschte. Von dieser Gruppe löste sich, als er näher kam, sein arabischer Diener ab, eilte ihm entgegen und berichtete höchst geschmeichelt aber halb beängstigt, es sei ein Fürst, ein Prinz, ein ungeheuer reicher Herr aus Frankistan da, welcher sich erkundige, ob Abud feil sei. Inzwischen hatte auch Abud seinen Herrn wahrgenommen. Er kehrte seinen kleinen, schönen, viereckigen Kopf ihm zu und sein Auge lachte ihn an. Als der Fremde dies gewahrte, ging er auf ihn zu und sagte auf englisch:

„Das edle Thier hat Sie als seinen Herrn bezeichnet.“

So kamen sie in's Gespräch über Abuds Vorzüge.

„Wenn Sie das Thier nach England bringen, wird es großes Aufsehen machen,“ sagte der Fremde.

Er erwiederte, es sei nicht seine Absicht nach England zu gehen; er hätte sich lange dort aufgehalten, aber seine Heimat sei das deutsche Rheinland.

„Dann sind wir ja halb und halb Landsleute und Nachbarn,“ versetzte der Fremde in deutscher Sprache: „Es liegt aber doch gewiß in Ihrer Absicht, das Pferd nach Europa zu bringen?“

Er war gelangweilt durch die zudringlichen Fragen und antwortete kurz:

„Ich weiß nicht, ob ich selbst nach Europa zurückkehren werde.“

Der Fremde machte eine leichte grüßende Bewegung, um sich zu entfernen, als die Umstehenden Platz für eine Dame machten, die auf den fremden Herrn zuging und sagte:

„Müssen wir uns nicht auf den Heimritt machen?“

Plötzlich blieb sie stehen und rief:

„O, das herrliche Pferd! wer ist so glücklich es zu besitzen!“

„Dieser Herr,“ entgegnete der Fremde und deutete auf ihn. Sie sah ihn flüchtig an. Er war in der bequemen albanesischen Tracht und sein Antlitz von der Sonne gebräunt. Sie hielt ihn für einen Orientalen und sagte zu dem Fremden:

„Ich bitte Dich, laß ihn durch den Dragoman fragen, ob ihm das Pferd nicht feil ist.“

Jetzt nahm er seine Karte aus dem Taschenbuch, reichte sie dem Fremden und sagte zu der Dame:

„Es lag nicht in meiner Absicht das Thier zu verkaufen, weil mein Reiseplan noch nicht festgesetzt ist. Sollte ich mich von Abud trennen, so werde ich es Ihnen anzeigen.“

„Gut!“ sagte sie im Tone, als rede sie mit irgend einem Pferdehändler: „wir treten in einigen Tagen die Nilfahrt an. Wenn wir in acht bis zehn Wochen zurückkommen, werden wir anfragen.“

„Auch ich beginne die Nilfahrt, so wie meine Barke nothdürftig eingerichtet ist," entgegnete er, „und ich denke, der Nil wird mir dazu verhelfen, mich leichter von Abud zu trennen, als es mir in der Wüste möglich wäre."

Der Fremde reichte ihm nun auch seine Karte mit dem Namen Lord Waldegrave und sagte:

„Da wir durch die syrische Wüste zum Osterfest nach Jerusalem gehen wollen und da meine Frau die Bewegung des Kameels nicht verträgt, so werden Sie Nachsicht mit uns haben, Herr von Turn, wenn wir Ihnen allzu begierig nach Ihrem Pferde erscheinen."

Aber Lord Waldegrave hatte nicht nöthig, sich zu entschuldigen. Georg von Turn — so stand es auf der Karte — begriff vollkommen, daß der Gemal dieser Frau mit Freuden jeden ihrer Wünsche erfüllen müsse: so betroffen war er von ihrer Erscheinung. War sie schön? — war sie nicht schön? — O nicht das war es, was zunächst an ihr auffiel; sondern der Gegensatz, der zwischen ihrem tief ernsten, fast melancholischen Ausdruck und der lieblichen Jugendblüte ihres Antlitzes lag: Zu diesem Glanz, zu dieser Frische hätte ein heiteres Lächeln gehört, so wie die Frühlingssonne zur Welt von Blüten. Statt dessen aber war es wie Mondlicht über einer Frühlingslandschaft. — —

Er hatte irgend eine Antwort gemurmelt. Da rief sie plötzlich:

„Aber wird sich das freie Pferd der Wüste den Damensattel gefallen lassen!“

„Abud ist gelehrig und ich werde ihn zureiten,“ antwortete er.

„Die Sache scheint bereits entschieden zu sein,“ sagte lächelnd Lord Waldegrave.

„O herrlich!“ rief sie: „Nicht wahr, Herr von Turn, es bleibt bei Ihrem Wort?“

Er hatte Lust Nein zu sagen. Ihn schmerzte die Trennung von Abud. Doch bei seinen Reiseplänen wäre ihm das Thier unnütz und viel zu kostspielig gewesen. Jetzt kam es in gute Hände und auf so unerwartete, überraschende Weise, daß ein Nein! Thorheit gewesen wäre. Und so sagte er denn Ja. Ein sonniges Lächeln flog wie ein Blitz über ihr Angesicht und sie sagte bittend:

„Ich würde gern das schöne Thier in Bewegung sehen, Herr von Turn.“

Er nahm einem Beduinen einen halb zerbrochenen Speer ab, sprang in den Sattel und ritt ihr — so weit es eben ging — den Djerid vor, den er in Cölesyrien gesehen und geübt hatte und dann, ohne abzusteigen und ganz froh Abud noch zu besitzen, ritt er nach Cairo zurück.

Am andern Morgen kam Lord Waldegrave zu ihm, sehr verbindlich, sehr dankbar, und sagte, nachdem der Geldpunkt geordnet war:

„Ich bitte, entschuldigen Sie die abrupte Weise, in welcher wir uns so zu sagen Ihres Pferdes bemächtigt haben. Meine Frau ist von äußerst zarter Gesundheit; sie hat zwei Brüder an Lungenkrankheit verloren. Um ihre Brust zu stärken, bringen wir den Winter hier zu. Sie verträgt nicht den Tritt des ersten besten Pferdes und soll doch so viel wie möglich in freier Luft sein. Ich hoffe, Sie werden gütig genug sein, diesen Grund als Entschuldigung gelten zu lassen."

So knüpfte sich die Bekanntschaft an, die bald in Intimität überging. Er, der sich nicht leicht anschloß, nicht rasch ein Herz zu den Menschen faßte, fühlte sich unglaublich angezogen durch diese beiden Persönlichkeiten, die doch im schroffen Gegensatz zu ihm sich befanden; denn Lord Waldegrave war ein ungläubiger Katholik und Lady Waldegrave eine ungläubige Protestantin. Dies wurde ihm auch sehr bald klar, aber es minderte nicht sein Interesse. Im Gegentheil. Gleich im Anfang der Bekanntschaft hatte er von seinen Reisen gesprochen, von seinem Aufenthalt in Damaskus, um das Arabische zu lernen, und dergleichen mehr; da sagte Lady Waldegrave unbefangen:

„Darf man fragen, welchen Zweck Sie mit Ihren Reisen verbinden? denn dies ist nicht die Art der Touristen von unserm Schlag."

Er konnte ihr nun freilich nicht das Geheimniß seines Lebens offenbaren, deshalb sagte er im scherzenden

Ton, er sei ein Pedant, der in allen Dingen mit langsamer Gründlichkeit zu Werke gehe. Da sagte Lord Waldegrave ebenfalls scherzend:

„Verleumde uns nicht, Dea! Wir sind keine Touristen vom gewöhnlichen Schlag! wir suchen ja eine Religion für Dich.“

„Sprich doch lieber den Glauben an eine Religion,“ entgegnete sie und der Schatten von Schwermuth wurde dunkler in ihrem Auge.

„Um den Glauben zu finden, braucht man nicht weit zu reisen,“ sagte er.

„Doch! man sucht Zeugnisse für den Glauben,“ erwiederte Lord Waldegrave.

„Von Kindheit auf haben nur Widersprüche auf religiösem Gebiete mich umgeben!“ rief sie lebhaft. „Mein Vater sagt, er glaube an Vergebung der Sünden durch Christus — das genüge ihm. Meine Großmutter sagt, sie glaube an Gott und Unsterblichkeit — das genüge ihr. Was meine Mutter — und ob sie überhaupt etwas dieser Art gesagt hat — ich weiß es nicht. Sie war eine Fremde dem Volke und der Religion nach, und mir scheint, daß von ihrem Glauben nur alljährlich Einmal etwas zum Vorschein kam. Dann hatte ich während fünf Jahren eine französische Sprachlehrerin. Sie war katholisch, sie ging in die Messe, wenn der Missionspriester in unser Städtchen kam und wenn wir uns in der Residenz aufhielten; aber sie hatte gemessenen

Befehl, nie über Religion mit mir zu reden und alle äußeren Gebräuche der katholischen Kirche fallen zu lassen. Indessen war sie die einzige Person, die ich je beten sah und das machte mir Eindruck von Andacht. Aber wie schnell verflüchtigt sich ein solcher Eindruck aus einer jungen Seele! Weit mehr beschäftigte mich die Furcht vor der Hölle, die mein strenggläubiger Religionslehrer mir einprägte und wie nichts mich vor der ewigen Strafe retten könne, als der Glaube, daß Christus für mich gestorben sei. Meiner Großmutter war dieser Lehrer nicht genehm und sie widersprach ihm nicht selten, wenigstens indirect; — direct nicht, weil mein Vater ihn gewählt hatte. In den letzten Jahren, die ich im Vaterhause verlebte, erwachte meine Theilnahme für die katholische Kirche, weil sie viel Schönes that und viel Schweres litt; — und als mein Mann sich um mich bewarb und als ich beiläufig erfuhr, daß er Katholik sei — verstärkte das meine Sympathie für ihn. Allein zum Glauben hat mir das nicht verholfen."

So sprach sie, ruhig, eintönig, ohne Affect, als wolle sie mehr sich selbst als ihm ihren Standpunkt klar machen. Ihn ergriff namenloses Mitleid mit dieser Frau, die so jung, so schön, so geliebt und liebend, scheinbar so glücklich — innerlich in einer Wüste lebte, welche den Durst ihrer Seele nicht zu stillen vermochte. Endlich, um etwas zu sagen, sagte er:

„Also Lord Waldegrave ist katholisch?"

„Gewiß!“ entgegnete dieser lebhaft, „und ich verehre die katholische Kirche als die größte Wohlthäterin der Menschheit durch ihre Sittenlehre und ihre Bildungskraft. Das Höchste, was in dieser Beziehung aus den Tempeln von Memphis, aus dem Hain von Dodona, aus Orpheischen und Eleusischen Mysterien hervorging, verschwindet vor dem segenvollen Einfluß der katholischen Kirche wie Morgennebel vor der Sonne. Nur aber mein persönliches Verhältniß zu Gott berührt sie nicht. Das muß ich mir selbst schaffen: dazu habe ich mein Gewissen. Gebe ich dessen Rechte auf, so würde ich in Zwiespalt mit mir selbst gerathen. Und gerade unser persönliches Verhältniß zu Gott ist ja Religion.“

Er war kein Theolog und war nicht geübt in dogmatischen Erörterungen. Doch im festen Glauben aufgewachsen und verblieben, entgegnete er:

„Das persönliche Verhältniß des Menschen zu Gott bedarf aber einer objectiven Richtschnur um in die christliche Ordnung zu kommen. Das subjective Gewissen reicht dazu nicht aus, weil es durch die Gewalt der Leidenschaften betäubt und durch deren Sophistik irre geführt werden kann.“

„Wer dürfte diese letzte Behauptung verneinen!“ sagte Lord Waldegrave: „ich gewiß nicht! aber Leidenschaften erwachen und ersterben. Das Gewissen bleibt und an der Sittenlehre haben wir eine Regel, welche

das Gewissen ordnet und Alles wieder in's rechte Geleise bringt."

„Die Sittenlehre hat keine feste Grundlage, wenn sie nicht auf der Glaubenslehre beruht, welche eine Offenbarung des göttlichen Willens für die ganze Menschheit ist," entgegnete er.

„An solchen Offenbarungen hat es nie gefehlt," sagte Lord Waldegrave: „nur waren sie immer den Zeiten und den Völkern angemessen. Nicht nur bei den Israeliten, sondern bei allen alten Culturvölkern, den Indiern, den Persern, den Egyptern, den Griechen finden Sie Spuren derselben — bei den Einen Anklänge vom Geheimniß der Dreipersönlichkeit Gottes; bei den Anderen die Sage von Heroen, die zwischen der Gottheit und dem Menschen standen und beglückend und sühnend sich opferten."

„O!" rief er, „in welcher Verzerrung finden wir diese heiligen Ideen wieder, die ihren ersten Ursprung allerdings in einer gemeinsamen Urtradition haben mochten."

„Sie sagen Verzerrung; ich nenne es Verschleierung," entgegnete Lord Waldegrave. „Wenn in der Prometheus-Sage der Geier den großen Unglückseligen zerfleischt, der die erhabene Kühnheit hatte, den todten Gebilden Leben und Seele einzuhauchen — wenn in der Herkules-Sage der Heros auf dem Scheiterhaufen seinen Tod findet, nachdem er seine Riesenwerke vollbrachte: sind diese

Scenen auf dem Kaukasus und dem Oeta nicht Vorbilder von Golgatha?"

„Nein!" sagte er entschieden: „sie verhalten sich zu einander wie die Fabel zur Geschichte, wie Dichtung zur Wahrheit — wenn ich bei der profanen Auffassung verbleibe. Für eine höhere Auffassung gibt es zwischen diesen Scenen, wie Sie sie nennen, keinen Vergleich."

„Unsere Zeit ist die des Individualisirens, weil sie die Erbin der Meinungen, der Ansichten, der Lehren, der Ueberzeugungen von vergangenen Jahrtausenden ist," erwiederte Lord Waldegrave: „ein Jeder von uns muß dasjenige aus dieser ungeheuren Erbschaft sich zu eigen machen, was seinen geistigen Bedürfnissen so viel wie möglich entspricht. Auf vollkommene Befriedigung jedes seelischen, jedes geistigen Begehrens darf Niemand rechnen. Aber Niemand wähne, daß das Heil für Alle in einer und derselben von Außen gegebenen Form und Norm zu finden sei. Dies ist das Resultat meiner Erfahrungen zwischen tausend und tausend Menschen aus allen Nationen und Religionen."

„Und wer in dieser colossalen Erbschaft nicht das zu finden weiß, was ihm einigermaßen Befriedigung gibt — was wird aus ihm?" fragte sie?

„Er resignirt sich," antwortete Lord Waldegrave.

„Oder er geht zu Grunde an Leidenschaften ohne Schranke, am Kampfe ohne Waffen — und das ist häufiger als Resignation!" rief er.

„Das klingt aber gräßlich," sagte sie und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Nun, Dea, wir suchen ja noch," sagte Lord Waldegrave zärtlich und begütigend.

Man merkte es diesem Manne an, daß er freudig bereit war, der geliebten Gattin Alles zu geben, was in seiner Macht stand — allein das, was er nicht besaß, konnte er auch nicht geben.

Man war überein gekommen, die Nilreise gemeinschaftlich zu machen, d. h. ein Jeder in seiner Dahabich, aber in Barken unmittelbar hinter einander, so daß ein gemeinsames Leben möglich wurde. Beide Männer waren eifrige Schachspieler und leidenschaftliche Jäger. Die Jagdausbeute aber freilich gering. Krokodile waren nur noch spärlich zwischen den kleinen und den großen Katarakten anzutreffen und tief in die Wüste wollte man nicht eindringen, um nicht Lady Waldegrave allzu lange allein zu lassen. Bei der Besichtigung der Tempel, der Felsengräber, der Monumente fehlte sie nie. Waren die Männer auf ihren Streifzügen, so las und schrieb sie und studirte ein paar Werke über egyptische Baukunst. Abends, wenn die Sonne des kurzen Wintertages in einem Meere von Abendroth hinter das lybische Gebirg hinabgesunken war, und wenn der Orion, der Sternjäger, leuchtend über das arabische Gebirg im Osten am Himmelszelt hinaufstieg, — dann kehrte die Jagdgesellschaft zur Mahlzeit heim und der Rest des Abends bis

in die Nacht hinein verging in Gesprächen, die bald ernst, bald heiter, bald an die Ereignisse des Tages, bald an die Umgebung sich knüpften, oder unabhängig von ihnen aus der innern Welt der Gedanken hervorgingen. In ihren langen weißen Burnus eingewickelt, die Capuze über den Kopf gezogen, lag Lady Waldegrave auf einem Divan, der sich in der kleinen Vorhalle vor dem Eingang in die Cabine befand. Der Gemal und der Gast nahmen ihr gegenüber Platz. Die unermeßliche Welt der Gestirne spiegelte sich klar in dem breiten, ruhigen Strom, so daß die Barke wie zwischen zwei Himmeln dahinglitt und nichts an die Erde erinnerte, als das unruhige Herz in der Menschenbrust. —

Ja! es war unruhig! aber nicht so, als vergäße es, daß sie Lord Waldegrave's Gattin sei. Nein, das nicht! Dennoch fühlte es sich unwiderstehlich zu dieser Frau hingezogen. Mit Wonne hätte er seine halbe Seligkeit geopfert, um ihr das zu geben, was ihr fehlte. Sie war stets gleichmäßig freundlich für ihn, theilnehmend, offen und einfach.

„Sprechen Sie von Ihrem Glauben," sagte sie zuweilen; „ich höre das so gern."

Er that es, so gut er es vermochte und beantwortete ihre Fragen und Einwendungen. Sie hielt aber die Ansicht ihres Mannes fest, daß jede Seele sich ihre Religion gleichsam schaffen müsse. Fast zürnend warf er ihr dies einst vor.

„Mein Mann ist so viel klüger, erfahrener und besonnener als ich," versetzte sie gelassen, „daß ich nichts Besseres zu thun weiß, als mich seiner Ansicht anzuschließen."

„Und Sie beeinträchtigen mit all' Ihrer Liebe die Selbständigkeit Ihrer Frau," sagte er zu Lord Waldegrave, immer ganz zürnend.

„O nein!" antwortete dieser lächelnd: „ich rette ihre Selbständigkeit. Sie würde mit ihrer idealen Richtung elend werden, wenn sie sich in die Fesseln irgend einer Religionsform schlagen ließe; denn das, was sie ersehnt, würde sie nicht finden und die Enttäuschung würde sie namenlos unglücklich machen. Der Mensch ist und bleibt ein sehr unvollkommenes Wesen, gleichviel zu welchem Bekenntniß er gehöre."

Darin hatte allerdings Lord Waldegrave Recht und Disputationen förderten keineswegs die Sache, weil sich Lady Waldegrave schließlich immer auf die Seite ihres Mannes stellte.

Sonntags wurde stets Rasttag gemacht. So war die Bedingung mit der Bemannung der Barken. An einem Samstag Abend legten sie bei der Stadt Keneh in Mittel-Egypten an. Dort befindet sich ein Franziskanerkloster. Er traf Vorkehrungen, um in der Frühe des Sonntags zur Messe sich zu begeben.

„Laß uns auch nach Keneh gehen. Es ist ja ohnehin Dein Gottesdienst," sagte Lady Waldegrave zu ihrem Mann.

Er war sogleich ohne Einwendung dazu bereit. Mit nichts trat er ihr in den Weg — außer mit seiner Ansicht. Hätte sie Widerspruch bei ihm gefunden, so würde das sie vielleicht aufgestachelt haben. Jetzt ruhte sie vertrauend und zärtlich in seiner Liebe und zuweilen sagte sie auch ganz unbefangen:

„Ich bin eine Thörin, noch mehr zu ersehnen, als das, was ich besitze. Die Liebe zu meinem Mann ist mein Cultus.“

„Das ist Sterndienst,“ antwortete er: „die Sonne der ewigen Wahrheit kommt dabei zu kurz.“

„Wenn sie mir aufgegangen wäre — vielleicht!“ versetzte sie.

Nun, an jenem Sonntag mußte er sich allein zur Messe begeben, denn Lady Waldegrave hatte einen leichten Fieberanfall bekommen und blieb einige Tage in der innern Cabine. Das machte ihn so traurig, als habe er von dieser Messe ihre Bekehrung gehofft. Am Nachmittag besuchte ihn der Pater Guardian, ein ernster Greis, ein Spanier, und erzählte ruhig und einfach mancherlei aus dem Klosterleben, das er seit vierzig Jahren in Egypten führe zwischen Muselmännern und verkommenen Christen — ein Leben so arm, so dürftig, so entblößt von Allem, was Trost, Ermunterung, Freude war, so überreich an jeglicher Art von Entbehrung, daß es unbegreiflich schien, wie ein Mensch es aushalten könne — wie er

nicht erliege unter der Sysiphus-Arbeit, den Felsblock seiner Tage fortzuwälzen.

„Gottes Wille hat mich in's Land Egypten geführt; Gottes Wille hält mich hier fest. Sustinuit anima mea in Domino," sagte der Greis.

Lord Waldegrave erfuhr, daß der Franziskaner Guardian auf der benachbarten Dahabich sei und schickte ein reiches Geldgeschenk. Der Dank des Paters war:

„Ich werde für ihn beten."

Das Irdische hatte keinen Werth mehr für ihn.

Später ließ sich Lady Waldegrave von diesem Besuche erzählen und ihr Mann sagte:

„Das Geschlecht der Altväter in der Thebais lebt noch immer in einzelnen Sprößlingen fort."

„Ich bewundere es, allein ich verstehe es nicht," sagte sie: „ein Charakter von solcher Energie und so ganz der Selbstsucht abgestorben, könnte ja die halbe Welt aus ihren Fugen heben. Was sitzt er hier, thatlos, zwecklos?"

„Weil Gott ihn, wie einst den Abraham, in das Land der Verheißung führte — zwar nicht dahin, wo Milch und Honig fließt, sondern wo die Verheißung auf Himmlisches und Ewiges sich bezieht," entgegnete er. — —

So ging es immer tiefer gegen Süden; nach Theben mit seinen ungeheuern, meilenweiten Ruinen; nach der Insel Philä, umbraust von den kleinen Katarakten des

Nil; endlich durch ganz Nubien mit seinen gewaltigen Felsentempeln von Wadi=Halfa bis zu den großen Katarakten, wo ein unermeßliches Chaos von Wüstensand, von Felsblöcken, von Wasserwirbeln beginnt, welches noch nie von einem menschlichen Fuße durchwandert wurde.

Hier begann die Rückreise. Sie ging ziemlich schnell stromab und man war Mitte März wieder in Cairo; — doch nicht so, wie man es verlassen hatte. Im Benehmen von Lady Waldegrave war eine große Veränderung gegen ihren Reisegefährten eingetreten. Warum? — Er wußte es nicht. Er weiß es nicht. Jede Spur von unbefangenem Vertrauen, von Theilnahme war verschwunden und schweigsam verhielt sie sich bei den Gesprächen der beiden Männer. War sie launenhaft? aber lebhafte Charaktere wie der ihre pflegen nicht launenhaft zu sein. War sie leidend? — Nein! ihre Gesundheit hatte sich gestärkt. Fühlte sie sich gekränkt durch die tiefe, ernste Huldigung, die er ihr weihte? — Unmöglich! In dieser Weise ist wohl nicht häufig einer Frau gehuldigt worden. Wollte sie ihm andeuten, daß er in ihrem Leben nicht zähle? — Vielleicht. — Aber war es denn nöthig, in so schroffer Weise es zu thun? — Oder war etwas vom allgemeinen Charakterzug der Frauen, von Koketterie in ihr — vom Spiel mit Gefühlen, um zu blenden, zu necken, anzuziehen und abzustoßen: Alles dies um zu versuchen, wie weit die

eigene Zaubermacht reicht. Er kann's nicht glauben! doch wo ist die klare Seele, in deren Tiefe man bis auf den Grund sieht? Es hat eine jede ihre Geheimnisse, gleichsam unterirdische Gänge, von denen auf der Oberfläche nichts zum Vorschein kommt; — ja, sogar Labyrinthe. Das weiß er nur zu gut. — Es wäre ein letzter Fall denkbar, aber er will ihn nicht denken. Es wäre der, daß sie fürchtete, sich allzusehr an seine Nähe, seinen Umgang zu gewöhnen. — — Genug, ihr Benehmen war ganz verändert. Nicht das ihres Mannes. Er blieb sich ganz gleich und schien gar nicht zu bemerken, daß sie es nicht sei.

Nach Cairo zurückgekehrt, hatte er nur gerade so viel Zeit, um Abud an den Frauensattel zu gewöhnen. Das kluge, edle Thier war gelehrig, und als sie zum ersten Male Abud bestieg, ging er so ruhig, als habe er sie seit Jahren getragen. Das freute ihn. Ihr Pilgerzug war dadurch wesentlich erleichtert. Dann kam der Abschied, herzlich von Lord Waldegrave's — kühl von ihrer Seite. Ueber El-Arisch und Gaza zog ihre kleine Caravane zum Osterfest nach Jerusalem.

Er aber ging nicht gleich nach Indien, sondern erst nach Europa und in die Heimath. Er wollte seine Geschäfte, so gering sie waren, für Leben und Sterben ordnen und dann seine Wallfahrten fortsetzen — immer in der einen Absicht, daß er zu Klarheit und Ruhe, zu Entschiedenheit und Entschluß kommen möge, wenn er

den Erdball durchwandert und gefunden habe, nichts unter den Sternen könne sein Herz ausfüllen.

Zwei Jahre war er abwesend. Der Ochsenkarren wurde in Hindostan, die Schenke im himmlischen Reich seine Wohnstätte, die Jagd seine Hauptbeschäftigung, die Ueberwindung von tausend Schwierigkeiten und Gefahren seine Lust, seine Freude. Doch das Alles verhalf ihm nicht zu jenem Siege, den er suchte — oder floh. Er kehrte heim, um sich nach dem armen Europa umzuschauen, das gefesselt und geknebelt unter Despoten verschiedener Färbung, zwischen denen der Großtürk nicht der schlimmste war, am Boden kauerte. Er dankte Gott, in einem friedfertigen Ländchen zu einer glückseligen Zeit geboren zu sein, die ihn nicht dazu verdammte, die Muskete zu tragen. Er hätte beständig die Versuchung gespürt, sie gegen die bestehende Ordnung — die eine Vernichtung jeder wahren Ordnung war — zu richten. Auf seinem kleinen abgelegenen Waldgütchen, wo er in einer Jägerhütte campirte, wollte er sich niederlassen und warten, was der Strom der Zeit ihm bringen werde. Die unerwartete Begegnung verscheucht ihn. Er sperrt sich in seinem Thurme ein. — —

Eine fromme Frau.

Ein altes Bettelweib von jener Art, welche aus der Bettelei ein Gewerbe macht und dieses auf Unsauberkeit und Nachlässigkeit in der äußern Erscheinung stützt, ging an einem stattlichen Hause vorüber, das unbewohnt zu sein schien, denn sämmtliche Fenster waren durch Sommerläden geschlossen und kein Laut, keine Bewegung, kein Lebenszeichen, wie es sonst aus einem großen Hause hervor zu dringen pflegt, gab sich hinter ihnen kund. Das Weib warf auf das Haus einen flüchtigen verächtlichen Blick, ging vorüber und setzte sich auf eine Steinbank an der Mauer, die sich seitwärts vom Hause hinzog. Neben der Bank war auf der einen Seite eine kleine eiserne Gitterthür, hinter welcher sich eine zweite von Holz befand; — und auf der andern Seite ein fließender Brunnen mit zwei angeketteten Trinkschaalen. Da saß das Weib und kramte in einem großen Deckelkorb unter allerhand Sachen umher, die ursprünglich nicht dazu bestimmt waren in einem und demselben Korbe zu liegen. Das Weib war aber nicht unzufrieden

mit dem Ergebniß der Untersuchung und schleunig schlug es den Deckel des Korbes zu, um jedem fremden Auge die Schätze zu entziehen, als eine junge Person von krankem Aussehen und in elender Kleidung des Weges kam.

„He, Schlampe, bist Du es," sagte die Alte und machte der Jungen Platz auf der Bank: „willst Du Dich hier auch curiren lassen?"

„Ja, das will ich," versetzte die Junge mürrisch: „aber ich heiße nicht Schlampe."

„Dein Taufname ist's freilich nicht, Nannchen, aber von Kindesbeinen an warst Du so unordentlich, so ungewaschen und ungekämmt, so zerlumpt und unsauber, daß kein Mensch Dich je anders als Schlampe geheißen hat."

„So hätte man meine Mutter nennen müssen — nicht mich."

„Laß gut sein, Nannchen, es ist nun mal so: erst die Mutter und dann die Fabriken haben Dich auf ihrem Gewissen — gelt?"

„Ja wohl!" sagte das junge Weib trotzig: „und jetzt bin ich so krank, daß mir das Leben ausgeht .... und ich mag nicht sterben."

„Kein Mensch mag sterben, warum solltest Du es mögen?"

„Weil ich so arm und elend bin, daß ich mir nicht zu helfen weiß."

„Ich dachte in den Fabriken würde man gut bezahlt, Nannchen.“

„Das schon, wenn man gesund ist und tüchtig arbeitet. Ist man aber gesund, so will man sich auch von der Arbeit erholen .... und dann ist der Wochenlohn bald verjubelt.“

„Immer hab' ich's gesagt: dies Laufen in die Fabriken ist Satanswerk. Bleibe im Lande und nähre dich redlich — das ist mein Spruch,“ sagte die Alte und streichelte sanft den Deckel ihres Korbes. „Hast Du Dich nun ausgeruht, Nannchen, so wollen wir schellen.“

Beide standen auf und das junge Weib fragte plötzlich mißtrauisch:

„Wird mich die Frau denn aber auch gesund machen?“

„Das steht bei unserm lieben Herrgott, spricht Frau Fink,“ versetzte die Alte salbungsvoll. „Du kannst es ja mit ihr probiren, Nannchen. Es kostet nichts und schmeckt nicht schlechter, als die Mixturen, die der Armendoctor verschreibt.“

„Zum Armendoctor gehe ich nicht, durchaus nicht — und säße mir der Tod auf der Zunge!“ rief Nannchen fieberhaft aufgeregt.

„Das behaupte ich just nicht von mir,“ sagte die Alte gelassen.

„Nein, ich thue es nicht! denn der Armendoctor

verkauft die armen Leichen an die Spitäler, und da zerschneiden die Spitalärzte den elenden Leichnam und suchen die Krankheit auf — und was dann noch von dem Körper übrig bleibt wird dahin gebracht, wohin man das Vieh hinwirft. Ich will ein christliches Begräbniß haben."

„Ich auch, Nannchen! das kommt uns gerade so gut zu wie den Reichen. Daß aber der Armendoctor mit Leichnamen Handel treiben dürfte, hab' ich mein Lebtag nicht gehört. Freilich geht er mit den armen Kranken so schlecht um, daß es kein Wunder ist, wenn man ihm allerhand Schlimmes nachsagt."

Sie schellte. Die kleine Thür wurde nach einer kleinen Weile geöffnet und die Weiber traten ein. Sie befanden sich in einem äußerst sauber gehaltenen Hof, auf welchem einige Hühner umherliefen. Rechts lag das Wohnhaus, links wirthschaftliche Nebengebäude, gegenüber Stallung und große Einfahrt — Alles fest verschlossen und nirgends ein lebendes Wesen.

„Hier sieht's aus wie nicht geheuer," flüsterte Nannchen.

Die Alte ermahnte sie zum Schweigen durch einen Stoß mit dem Ellbogen und ging dem Gebäude zur Linken zu.

„Was steht denn da über der Thür geschrieben?" fragte Nannchen leise.

„Daß Du arbeiten sollst," murmelte die Alte; —

eine Zumuthung, welche dem jungen Weibe nicht zu behagen schien, denn sie folgte zögernd der Alten, die wie Jemand der gut bekannt ist, ihren Korb an der Mauer hinstellte und auf die Thür mit der Ueberschrift zuschritt. Diese Ueberschrift bestand aus einem einzigen Wort, welches aber zwei Begriffe ausdrücken sollte, nämlich Arbeit und die Stätte der Arbeit. Auf den Hauptgedanken war das größte Gewicht gelegt; der zweite lief so nebenher — und so las man denn auf einer weißen Tafel mit schwarzen Buchstaben, riesig die ersten, winzig die letzten:

L A B O R A torium.

An diese Thür klopfte das alte Weib und trat mit der Gefährtin ein, als ein sanftes „Herein" sich vernehmen ließ. In einem hellen, luftigen, weiß getünchten Gemach stand eine Frau in einem aschgrauen Kleide mit einer weiten Schürze von grober ungebleichter Leinwand, und mit einem Häubchen von glattem Linnen. Es war eine lange hagere Gestalt mit schmalen Schultern und mit einem langen dünnen Halse, der, wie ein welker Stengel einer vertrockneten Blume, einen Kopf trug, der sich ein wenig auf die linke Schulter senkte, so daß das rechte Auge eine leichte Richtung himmelwärts, doch keinen himmlischen, sondern einen sehr kalten Blick hatte. Auch der kleine zusammengekniffene, lippenlose Mund drückte kein Wohlwollen aus, als die Frau eintönig sagte:

„Sieh da, Mutter Klette, was gibt es heute?“

Während Mutter Klette breit und geschwätzig ihre Krankheitsgeschichten zum tausendsten Male wiederholte, musterte ihre Gefährtin neugierig die Umgebung. Sie war sehr bald mit ihrer Musterung fertig. Von einer Wand zur Andern waren Seile gespannt, an denen große und kleine Büschel theils von frischen, theils von getrockneten Kräutern hingen. Auf dem steinernen Fußboden standen geschlossene Kasten von verschiedener Größe. In die beiden Fensteröffnungen war ein ganz feines Drahtgitter eingesetzt, das der Luft den Durchzug gewährte und keine Insecten einließ. Vor dem einen Fenster stand ein Tisch mit einer Steinplatte, ein Strohstuhl, vor welchem eine kleine Strohmatte lag — und vor dem andern eine Bank für die Patienten. Auf diese Bank setzte sie sich und wartete bis an sie die Reihe komme.

„Ja, Frau Sink, so steht es mit mir“ — schloß Mutter Klette ihren langen Monolog.

„Darum ist es am Besten bei dem Baldrianthee zu bleiben,“ erwiederte nun Frau Sink nach kurzem Besinnen: „Camillenthee ist zwar auch krampfstillend, doch mehr bei acuten Leiden. Baldrian ist das eigentliche Mittel gegen chronischen Magenkrampf.“

„Wenn er nur nicht immer wiederkäme, Frau Sink.“

„Krankheiten sind in Folge des Sündenfalls über

die arme Menschheit gekommen," sagte Frau Sink und ließ ihr Haupt noch mehr auf die linke Seite hängen. „So lange es Sünde auf Erden gibt, wird es auch Krankheit geben und möge man es noch so gut mit seinem Nächsten meinen, so kann man doch weiter nichts thun als ihm Mittel geben, um seine Leiden zu lindern. Und das thut der Baldrianthee."

„Ja das ist wahr, das thut er, Frau Sink. Jetzt ist aber auch mein Alter recht elend geworden, was bei seinen siebenzig Jahren und seiner kümmerlichen Nahrung nicht zu verwundern ist."

„Was fehlt ihm?" fragte Frau Sink trocken.

„Ich weiß es nicht, Frau Sink. Er holt so schwer Athem und die Füße sind geschwollen und . . . —"

„Die Füße geschwollen?" unterbrach Frau Sink: „nun dann beruhige Sie sich, Mutter Klette, dagegen habe ich ein sicheres Mittel: Wachholderthee. Mit diesem vortrefflichen Thee habe ich schon manchem Wassersüchtigen wieder auf die Beine geholfen."

„Ganz wohl, Frau Sink, den Wachholderthee habe ich schon loben hören. Doch die Leute sagen, — ich weiß es nicht! — mein armer Alter habe nicht blos den Thee, sondern auch kräftige Nahrung nöthig, Fleischbrühe und zuweilen ein Stückchen Ochsenfleisch. Was meinen Sie dazu?"

Frau Sink richtete ihr gesenktes Haupt sammt dem

Halse kerzengrade zwischen den Schultern auf und sagte mit dürrer Entschiedenheit:

„Ich rathe solche Mittel an und gebe sie gratis, von denen ich aus Erfahrung weiß, daß sie probat sind. Gibt es Leute, welche die Wassersucht mit Ochsenfleisch curiren, so kann Sie ja deren Medicamente in Anspruch nehmen; ich bleibe bei den meinigen."

„Nichts für ungut, Frau Sink, es war ja nur eine Anfrage," versetzte die Alte mit einem Anflug von Hohn und nahm die Päckchen in Empfang, die Frau Sink langsam und umständlich für sie bereitete.

Als dies bewerkstelligt war, fragte Frau Sink:

„Wer ist die junge Person da, Mutter Klette, die mit Ihr gekommen ist?"

„Ich bin von hier," erwiederte Nannchen und trat heran: „ich habe aber sieben Jahre in Fabrikorten gearbeitet und bin krank heimgekehrt."

„Und auf die sieben fetten Jahre folgen nun die magern. Ja, das ist der Lauf der Welt," bemerkte Frau Sink und neigte ihr Haupt gegen die linke Schulter. „Nun, wo fehlt es denn?"

„Das kann ich nicht sagen, denn ich weiß es nicht. Aber ich huste Tag und Nacht und das macht mich müde zum umfallen."

„Es gibt verschiedene Arten von Husten und von Medicamenten, die ihnen entsprechen," begann Frau Sink belehrend: „gegen einen gewöhnlichen Erkältungs-

husten genügt der Eibischthee, der sanft auflösend wirkt. Kommt gegen Abend eine leichte fieberhafte Aufregung dazu, so gebe ich den sehr wohlschmeckenden Lindenblütenthee. Sitzt aber das Uebel tiefer, leidet die Lunge — dann gebe ich meinen unvergleichlichen Brustthee, welchen die lungenkranke Käthe Bander, die Ihr wahrscheinlich kennt, schon seit fünf Jahren gratis von mir bekommt."

„Käthe Bander ist gestern auf den Kirchhof gebracht," entgegnete Nannchen.

„Ja, gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen, denn der Tod ist der Sold der Sünde, spricht die heilige Schrift," sagte Frau Sink mit tief geneigtem Haupt. „Hätte Käthe Bander nicht meinen Brustthee gehabt, so wäre sie schon seit fünf Jahren auf dem Kirchhof — und diesen Thee will ich Ihr denn auch geben. Wie alt ist Sie?"

„Zweiundzwanzig Jahre."

„So jung! nun da arbeitet Sie hoffentlich recht fleißig."

„Es gibt hier keine Arbeit für mich, denn hier sind keine Baumwollspinnereien."

„Aber Sie kann ja nähen, stricken, waschen, kochen."

„Wenn ich's gelernt hätte könnte ich es vielleicht in gesunden Tagen. Jetzt bin ich aber allzu elend."

„Man kann immer etwas arbeiten. Arbeit ist gesund für Leib und Seele, wenn man zur Ehre Gottes

und für die Mitmenschen arbeitet. Sie kann ein Beispiel an mir sehen. Stundenweit gehe ich umher und sammele meine Heilmittel in Wiesen und Wald, auf Feld und Flur. Stundenlang stehe ich hier in der Kammer, behandele die wilden Kräuter bis sie sich zum Gebrauch eignen und warte auf arme Leute, welche ihre paar Kreuzer nicht an die Mixturen der Apotheker vergeuden können. Auf diese Weise habe ich Arbeit in Hülle und Fülle, jahraus jahrein. Es steht aber in der heiligen Schrift, daß wir im Schweiß unsers Angesichts unser Brod essen sollen und es ist mein Trost bei meiner Arbeit, daß ich genau das thue, was unser Herrgott verlangt."

„Zu dem Brod wird aber auch Wein und Braten kommen, gelt Frau Sink?" fragte Mutter Klette.

Der Hals der Frau Sink bewegte sich aus der diagonalen Stellung in die perpendiculäre, und sie öffnete bereits den Mund zu einer Strafpredigt gegen die Gaumenlust — da läutete es vom Kirchthurm den Engel des Herrn. Sie senkte ihr Haupt, legte ihre Hände zusammen, bewegte ihre Lippen und klopfte an ihre Brust bei dem „Und das Wort ist Fleisch geworden." Mutter Klette that genau dasselbe. Nannchen aber that nichts der Art, sondern starrte die Betenden an. Als Frau Sink fertig war, sagte sie streng zu Nannchen:

„Sie betet nicht, Sie arbeitet nicht: da wird unser Herrgott Sie auch nicht gesund machen."

„Ich hab' es vergessen," stammelte Nannchen bestürzt.

„Das Gebet vergessen! o Gräuel!" rief Frau Sink mit heiligem Entsetzen.

„Oder hat's nie gelernt, Frau Sink," sagte begütigend Mutter Klette: „in der Familie war das Beten nicht Mode."

„Sind weiter keine Kranken da?" fragte Frau Sink abbrechend und reichte der Nannchen ein Päckchen Brustthee.

„Nein, Frau Sink, es ist heute zu heiß für den Weg aus der Stadt. Man verschmachtet förmlich," sagte Mutter Klette.

„Deswegen hat ja mein guter Mann das schöne Brünnchen an der Mauerthür machen lassen," versetzte Frau Sink: „herrliches frisches Wasser, ganz dasselbe, das wir hier drinnen auch haben. Nun geht mit Gott und ist euer Thee verbraucht, so kommt wieder."

Kaum hatte Mutter Klette den Hof und das Gitterthürchen im Rücken, so setzte sie sich auf die Bank am Brunnen und stöhnte:

„Uff! das ist zu arg, gelt, Schlampe . . . oder Nannchen; es läuft auf eines heraus! Gelt, das ist zu arg."

„Ja," sagte Nannchen mürrisch, „die Frau gefällt mir nicht. Was geht es sie an, ob ich arbeite, ob ich

bete, oder nicht! Beten! so etwas Einfältiges fragt der Armendoctor nicht."

„Zu arg! in meinen armen, alten, leeren Magen soll ich das eiskalte Wasser gießen. Zu arg!" —

„Das frische Wasser thut gut bei der Hitze," versetzte Nannchen, trank einen Becher und fügte hinzu: „Was war denn das für eine Geschichte vom wassersüchtigen Mann?"

Mutter Klette stand hastig auf, ergriff ihren Korb und antwortete, indem sie heimwärts ging:

„Der alte Baas ist wassersüchtig; ich bringe ihm den Wachholderthee und er gibt mir dafür Schnupftabak oder ein paar Kreuzer — was er eben hat. So müssen die braven armen Leute einander beistehen." —

Frau Sink verließ ihr Laboratorium, nachdem sie alle Kräuterbüschel abgestaubt und auf den verschiedenen Kisten und Kasten mit halblauter Stimme wohlgefällig gelesen hatte: Eibischthee, Camillenthee, Hollunderthee, Melissenthee, Königskerzenthee, Lindenblütenthee, Schaafgarbenthee, Wachholderthee, Brustthee. Dann hing sie ihre Schürze über die Stuhllehne, verschloß die Thür, steckte den Schlüssel in die Tasche, ging im Hof zum Brunnen, ließ Wasser über die Hände laufen, trocknete sie an der warmen Luft und begab sich in's Wohnhaus und in das höchst einfache Zimmer, wo der Eßtisch für zwei Personen gedeckt war und wo ihre Tochter ihr entgegen kam.

„Mariändchen," sagte Frau Sink, „da der Vater nicht zu Hause ist, so wollen wir uns heute Mittag recht in der Abtödtung üben. Denn was ist Arbeit und Gebet ohne Abtödtung? Scheinheiligkeit, Mariändchen, weiter nichts. Wir aber nehmen die Sache ernst und deshalb vor Allem: Abtödtung der Gaumenlust."

„Ja, liebe Mutter, Alles zu rechter Zeit und am rechten Orte," versetzte Mariändchen nicht sehr freundlich.

„Du machst den alten Spruch wahr: gute Kinder essen gern Suppe," sagte Frau Sink, nachdem sie sich gesetzt hatten, und reichte ihrer Tochter einen übervollen Teller voll warmen Wasser, worin einige Reiskörner schwammen.

„Ja, besonders wenn sie gut ist," versetzte Mariändchen mürrisch.

Nachdem sie heldenmüthig ihren Teller geleert hatte, sagte Mariane:

„Weißt Du es schon, Mutter? Georg ist wieder da."

„Georg!" rief Frau Sink mit rascher Erhebung ihres Hauptes: „wer ist Georg? . . . was ist Georg? . . . was ist er!"

„Aber Mutter," versetzte Mariane verblüfft, „Du wirst doch wissen wer unser Nachbar Georg von Turn ist."

„Ich frage: was ist er! was treibt er! . . . das ist die Hauptsache im menschlichen Leben: Arbeit. Er aber arbeitet nicht, er gehört weder zum Nähr-, noch

zum Wehr= oder Lehrstand. Um einen solchen Menschen hast Du Dich nicht zu bekümmern und wenn er auch hundert Jahre unser Nachbar wäre," sagte Frau Sink mit großem Eifer.

„Aber Mutter, was schadet es mir, daß Herr von Turn weder zum Nähr=, noch zum Wehrstand gehört?" fragte Mariane treuherzig.

Frau Sink wollte nicht den innersten Gedanken ihres Herzens aussprechen; es war die Furcht, Herr von Turn könne etwa die Tochter eines Millionärs heirathen wollen und dann das Vermögen verschwenden. Sie antwortete kurz:

„Herr von Turn geht Dich überhaupt gar nichts an."

„Er ist doch immer so gut und freundlich für mich gewesen," versetzte Mariane wehmüthig.

„Ja, als Du ein Kind warst."

„Vor drei Jahren war ich kein Kind .... und weshalb sollte er auch nicht freundlich für mich sein?"

„Ich sage Dir, Mariane, daß ich keinen Verkehr mit Herrn von Turn haben will. Sollte er einen Besuch machen, wenn der Vater nicht zu Hause ist und wenn ich im Laboratorium beschäftigt bin, oder im Walde Kräuter für meinen Brustthee suche, so versteht es sich von selbst, daß er nicht angenommen wird."

Die bescheidene Kartoffelspeise, die auf die Wassersuppe folgte, war verzehrt und die Mahlzeit beendigt. Frau Sink sprach ein langes Dankgebet, Mariane ein kurzes

Gratias; dann nahm die Mutter ihren Hut und ihre Botanisirbüchse und ging ihrer Wege, während sich die Tochter bei ihrer Näharbeit unaussprechlich langweilte. Es fiel der frommen Frau gar nicht ein sich mit Mariane in einer Weise zu beschäftigen wie deren Jugend es erforderte. So führte denn Mariane ein sehr freudeloses Leben, ohne Geschwister, ohne Jugendgenossen, ohne Interesse irgend einer Art.

Herr Sink war vom Arbeiterstande durch großen Fleiß, größere Sparsamkeit und noch größere Glücksfälle empor gekommen, indem er auf den paar Morgen Landes, welche er mühsam erworben hatte, eine ungemein ergiebige Kohlengrube entdeckte. Bei Männern seines Schlages kömmt es nur darauf an die ersten Tausende zu gewinnen. Ist das einmal geschehen, so legen sie Zins auf Zins, machen mit kluger Vorsicht gute Geschäfte und betrachten Wucher aller Art als das beste Geschäft. Herr Sink besann sich lange bis er sich verehelichte: ein Mädchen, dessen Hang zur Sparsamkeit dem seinen die Wage hielt und das ihm zwar kein baares Vermögen brachte — denn ihr Vater machte vor seinem Tode bankrott — aber doch eine hübsche Besitzung. Freilich hätte diese verkauft werden müssen, um wenigstens einen Theil der Schulden zu decken; allein Herr Sink bewies, daß dies Besitzthum der verstorbenen Frau des Bankrotten verschrieben worden sei und daß folglich die Tochter es von der Mutter erbe.

Die Gläubiger kamen um das Ihre und Herr Sink vermehrte das Seine.

Das Haus, welches die fromme Frau Sink ihrem Gatten zubrachte, lag vor dem Thor einer jener kleinen alterthümlichen schwarzen Städte, die den Ufern des Rheins ihren eigenthümlichen Charakter geben. Mit spitzen Giebeldächern, zerfallenen Mauern, alten Thor- und Wartthürmen, großen Kirchen; — am Fuß der Felsen, welche die Cultur in Weinberge verwandelt hat, und die auf ihrer kahlen Höhe Ruinen von Schlössern und Burgen tragen: sehen diese Städtchen ganz und gar aus wie rheinische Sagen im Lapidarstyl, und was die Dichter von ihnen gesagt und gesungen haben, ist nicht so romantisch, als der Anblick den sie gewähren. Indessen ist es bei manchen dieser Städtchen minder angenehm sie zu bewohnen, als an ihnen vorüber zu ziehen, weil ihre Lage am Fuß der Berge und vom Strom nur durch die Eisenbahn oder die Chaussee ge- getrennt, ihnen eine Enge und Beklommenheit gibt, welche im Sommer, durch den Mangel an Bäumen und erfrischendem Schatten, den Aufenthalt nicht erquickend macht. Dies fiel aber bei Herrn Sink nicht in's Gewicht. Er bezog sein Haus und richtete sich mit äußerster Beschränkung darin ein. Die Fenster der Vorderseite, welche die schöne Aussicht auf den Strom und das andere Ufer boten, wurden geschlossen und man bewohnte ein paar Zimmer, deren Fenster in den

Hof gingen. Gegen Bilder und Eindrücke der schönen Natur waren Herr und Frau Sink so abgetödtet, daß sie den Heiligen zum Muster dienen können.

„Ist der Rhein grün oder blau, sind die Felsen gelb oder grau — was habe ich davon," sagte Herr Sink, und er hatte auch wirklich nichts davon, denn er saß vom frühen Morgen bis zum späten Abend am Schreibtisch und rechnete — oder er flog im Waggon oder auf dem Dampfschiff in Geldgeschäften rheinauf rheinab, während sich Frau Sink mit Augen und Gedanken in ihr Hauswesen und ihr Laboratorium versenkte. Zwischen diesen Eltern erwuchs Mariane wie eine Pflanze auf steinigem Boden. Sie hatte sehr gewünscht, die Tochter zu verheirathen; doch nur mit einem ungeheuer reichen Mann, der sich dermaßen in sie verliebe, daß er keine Mitgift für sie begehre und ihre Aussteuer selbst besorge. Dieser Phönix wollte sich nicht einfinden und Mariane langweilte sich einstweilen halbtodt. Umgang mit jungen Mädchen in der Stadt hatte sie nicht. Ihre Eltern fanden das höchst überflüssig; man müsse sich die Zeit mit Arbeit vertreiben und geselliger Verkehr verwickele immer auf irgend eine Weise in unnöthige Ausgaben: so hieß es. Ihre einzige Erholung war der Garten. Bestand er auch nur in einer Kürbißlaube, aus Gemüsebeeten und Sträuchen von Johannis- und Stachelbeeren, so war es doch eine Abwechselung mit Spaten und Rechen zu arbeiten und

ein paar Blumen in Töpfen zu ziehen. In freie Erde war es nicht gestattet: dem Salat wäre Platz geraubt worden.

Mariane setzte sich mit ihrer Näharbeit in die Kürbißlaube und dachte darüber nach, weshalb ihre Mutter so empört sei, daß Georg von Turn weder zum Nähr- noch zum Wehrstand gehöre. Sie freute sich, daß er wieder da war und daß er sie ganz gewiß besuchen werde.

Zwischen der Stadt und dem Hause des Herrn Sink lag ein alterthümliches Gebäude, eine Art von viereckigem niedrigen Thurm mit spitzem Dach; man nannte es das graue Haus. Es war vielleicht der letzte Ueberrest einer Burg, die in alter Zeit hier gestanden haben mochte und im Schwedenkriege, wie so manche andere, zerstört sein sollte. Während fünfzig Jahren hatte ein Herr von Turn es besessen und bewohnt. Als er uralt starb, vermachte er es seiner Großnichte. Sie war Georgs Mutter. Zum Hause gehörte ein Weinberg, der hinter demselben aufstieg. Einen Garten hatte es nicht; nur einen Rasenfleck mit ein paar Nußbäumen. Auch im Hof, der vor dem Hause lag, stand ein Nußbaum. Die Umgebung von Bäumen gibt der Menschenwohnung immer einen traulichen, gemüthlichen Charakter. Nomaden pflanzen keine Bäume. Dazu gehört Liebe zum heimischen Boden und die Aussicht, daß unter ihrem Schatten Kinder und Enkel

wohnen werden. Dank dieser schönen Bäume sah das graue Haus zwar ernst und eigenthümlich, doch nicht finster aus. Die Grenze zwischen dieser und der Sink'schen Besitzung machte ein Bach, der aus einer Schlucht herabkam und sich ein schmales tiefes Bett im Steingeröll gerissen hatte. Doch nur bei Regengüssen und schmelzendem Schnee besaß er diese Kraft. Im Sommer floß das Wasser wie ein dünnes Fädchen dahin, versiegte auch wohl ganz bei anhaltender Hitze. Ein schmaler unebener Fußsteg führte vom Sink'schen Garten in die steile Schlucht hinein und allmälig zur Höhe hinauf. Der entgegengesetzte Abhang war waldig — und dort suchte Frau Sink ihre Kräuter. Die Felsenwand hinter dem grauen Hause war minder steil und mit Reben bebaut. Der Uferrand des Baches hatte auf beiden Seiten keine Mauer, sondern eine niedrige Hecke.

Als Mariane im Schatten ihrer Kürbißlaube ab und an nach dem grauen Hause aufschaute und sich freute, daß die Fenster weit offen standen, wurde ihre Freude plötzlich beträchtlich erhöht, denn Herr von Turn trat aus seiner Hausthür, ging über den Rasenplatz, überstieg seine Hecke und nach einem Sprung über den Bach auch die Hecke des Sink'schen Gartens und stand vor Mariane ehe sie wußte, ob sie ihm entgegengehen oder davonlaufen solle.

„Grüß Sie Gott, Mariänchen!“ sagte er freundlich,

schüttelte ihre Hand und setzte sich ohne Umstände neben sie auf die Bank: „Sie kennen mich wohl gar nicht mehr, so schwarz bin ich geworden.“

„O nein, das nicht!“ rief sie hastig: „wir fürchteten immer die Hyänen würden Sie fressen.“

„Hyänen fressen nur Leichen und Sie sehen, ich bin noch ganz lebendig;“ versetzte er munter: „aber Sie sind groß geworden! wie alt sind Sie, Mariänchen?“

„Achtzehn Jahr.“

„O, wie jung!“ rief er.

„Das finde ich gar nicht! noch zwei Jahr und ich bin zwanzig . . . . und mit zwanzig Jahren ist man nicht mehr so erstaunlich jung.“

„O, wie lange ist es her, seitdem ich achtzehn Jahr alt war!“ sagte er sinnend.

„Zwölf Jahre ist es her!“ rief sie.

„Wie Sie gut rechnen, Mariänchen.“

„Der Vater meint, ich rechnete schlecht.“

„Wo ist Ihr Vater? Arbeitet Ihre Mutter noch immer im Laboratorium?“

„Ach ja! bei uns bleibt Alles beim Alten! wo der Vater ist, weiß ich nicht und die Mutter ist mit allerlei Kräutern beschäftigt. So war es von jeher und es passirt gar nichts Neues.“

„Das Neue ist selten etwas Gutes, Mariänchen.“

„Sie mögen das wohl sagen, nachdem Sie mehr von der Geographie gesehen, als ich gelernt habe. Der

Herr Pfarrer sagte neulich, Sie wären zu Hause auf beiden Hemisphären und ich weiß nicht einmal, wo die liegen."

„Trösten Sie sich, Mariänchen!" sagte er belustigt: „auf beiden Hemisphären gibt es Erde, Luft, Wasser, Menschen und allerhand Gethier — und das Alles gibt es auch hier am Rhein."

„Dann begreife ich nicht, weshalb Sie nicht am Rhein bleiben, sondern sich in die Gefahr stürzen, von wilden Thieren gefressen zu werden," sagte Mariane sehr verwundert und sah ihn erwartungsvoll an.

Er schwieg zerstreut und sagte nach einer Weile wie sich besinnend, daß er ihr eine Antwort schuldig sei:

„Ja, das ist räthselhaft. Aber es gibt ein Etwas im Menschen, das ihn aus der Hütte seiner Kindheit, aus den Tummelplätzen seiner Jugend hinaustreibt in Gefahren, in Kämpfe, in gewaltige Anstrengungen, die ihren Reiz haben, den namenlosen Reiz die Fähigkeiten zu erproben, die Kräfte zu üben, den Widerstand zu besiegen, eine eigene Bahn zu finden, zu brechen. Sehen Sie, Mariänchen, das ist leben."

„Lebe ich denn?" fragte sie verblüfft.

„Gewiß! mit Frauen ist es ganz anders. Bei denen geht nur die Phantasie — bei einigen Wenigen der Geist auf große Wanderungen. Die Natur hat es so geordnet: die Frau soll unter ihrem Dach und an ihrem Herd bleiben. Sie sehen das ja an Ihren Eltern. Der Vater ist draußen, die Mutter drinnen."

„Ich finde es ungeheuer langweilig zu leben wie die Mutter lebt!“ brach Mariane aus.

„Möchten Sie lieber in das Land der Hyänen sich begeben?“ fragte er scherzend.

Mariane sah plötzlich so entsetzt aus, als sei sie eine Hyäne gewahr geworden. Es war aber ihre Mutter, die oben in der Schlucht auf dem Fußsteig erschien. Herr von Turn folgte Marianens Blick und sagte beruhigend:

„Ihre Mutter ist ja so vertraut mit diesem Wege, daß sie ihn im Finstern gehen könnte .... und er ist ja auch gar nicht gefährlich.“

Weil Mariane etwas ganz Anderes fürchtete, schüttelte sie schweigend den Kopf. Er deutete dies in seiner Weise und sagte, indem er lachend aufsprang:

„So will ich denn Ihrer Mutter zu Hilfe kommen.“

Frau Sink hatte ihn bereits mit ihrem scharfen stechenden Auge erkannt und auch schon beschlossen, an ihm vorüber zu gehen, wie an einem wesenlosen Schatten. Nun aber flog er mit Blitzesschnelle ihr entgegen, begrüßte sie verbindlich, nahm ihr die Botanisirbüchse ab und bot ihr den Arm indem er sagte:

„Frau Sink findet man immer im Dienst der leidenden Menschheit.“

Dies Wort stimmte sie milder und wenn auch sehr kühl war sie doch nicht unhöflich. Nachdem sie in der

Kürbißlaube angelangt waren und einige Worte gewechselt hatten, sagte Herr von Turn:

„Ich muß um Vergebung bitten, Frau Sink, daß ich nicht durch die Thür, sondern über die Hecken eingedrungen bin. Ich sah Fräulein Mariane im Garten und begrüßte sie sogleich in dieser etwas ungehörigen Weise. Man verwildert auf Reisen. In den nächsten Tagen werde ich mir erlauben, regelrecht vor Ihnen zu erscheinen.“

„Mein Mann ist verreist, Herr von Turn. Ich bitte dessen Rückkunft abzuwarten, damit auch er das Vergnügen habe, Sie zu sehen,“ erwiederte sie, und er kehrte in derselben Weise wie er gekommen in sein Haus zurück.

Mariane fürchtete eine Strafpredigt; aber es erschien eine Magd und meldete, daß der Herr Pfarrer gekommen sei.

„Mich überläuft immer ein Schauder, wenn er kommt,“ sagte Frau Sink mürrisch: „ist es denn nicht genug, daß ich mich für meine Armen opfere? .... ich soll auch noch für die seinen sorgen .... Nimm Deine Arbeit, Mariane, und komm herein.“

Das Haupt tief gegen die Schulter gesenkt, mit süßsaurem Lächeln, erschien Frau Sink vor dem Pfarrer und sagte:

„Womit kann ich Euer Hochwürden dienen? ich

weiß ja, daß Ihr geschätzter Besuch immer einen praktischen Zweck hat."

„Richtig getroffen!" versetzte der Pfarrer heiter: „ich brauche Geld und ich hoffe, Sie verhelfen mir dazu."

„O, Herr Pfarrer .... um's Himmelswillen ..... Geld habe ich nicht! Medikamente — ja! Kräuterthee für verschiedene Uebel steht zu Diensten und ein ganz frischer vortrefflicher Brustthee."

„Danke, danke, Frau Sink!" entgegnete lachend der Pfarrer: „die Person, für welche ich Geld brauche, hat, Gott Dank! eine gute Lunge. Sie spricht ihr Credo so, daß alle fünf Welttheile es hören."

Frau Sink starrte den Pfarrer an und sagte:

„Wer so kräftig ist kann arbeiten, braucht nicht zu betteln."

Mariane fragte verwundert:

„Wer ist denn diese merkwürdige Person, Hochwürden?"

„Die Kirche ist's, Mariänchen, und jetzt speziell unsere liebe Stadtkirche."

„Ah!" fiel Frau Sink ganz erleichtert dem Pfarrer in's Wort, „wenn es die Kirche betrifft, so müssen Sie sich an meinen Mann wenden, der freilich just abwesend ist."

„Ich weiß, ich weiß, Frau Sink! Bauten, große Reparaturen, die fallen der Kasse Ihres Mannes zu. Es handelt sich aber heute um das recht eigentliche

Departement der Frauen, nämlich um kirchliche Gewänder, die erneuert und vervollständigt werden müssen. Das heilige Sakrament der Firmung soll hier im Laufe des Sommers gespendet werden: dazu bedarf ich ganz nothwendig einen neuen Vespermantel für den Herrn Bischof."

„Ach, Hochwürden, der Herr Bischof ist gewiß viel zu fromm um zu beachten, ob der Vespermantel alt oder neu ist," wendete sie ein.

„Das verstehen Sie nicht, liebe Frau Sink!" erwiederte der Pfarrer freundlich: „seien Sie nur so gut, Ihren Geldbeutel recht weit zu öffnen."

„Ja, Herr Pfarrer, wenn mein Mann kommt will ich mit ihm überlegen .... Kirchensachen sind seine Sache. Ich sehe nicht ein, weshalb ich die Kosten allein tragen soll."

„Und wann erwarten Sie Ihren Mann?"

„Nächstens .... in einigen Tagen .... es ist unbestimmt .... ich weiß es nicht."

„Ich aber weiß, liebe Frau Sink, daß ich mit der Bestellung des Vespermantels nicht zögern darf."

„Mutter," sagte Mariane, „ich will statt des Vaters einen Beitrag geben."

„Brav, Mariänchen!" rief der Pfarrer.

Mutter und Tochter gingen in's Nebenzimmer. Die Hände auf den Rücken gelegt, trat der Pfarrer vor das riesige Kruzifix, das an der Wand hing und dem

öden Zimmer weder ein gemüthliches noch ein andächtiges Ansehen gab — und stellte seine Betrachtungen über das Kameel an, das leichter durch ein Nadelöhr gehen, als mancher Reiche in den Himmel kommen kann. Nach langer Besprechung kam die Mutter allein zurück, reichte dem Pfarrer ihren in Papier eingewickelten Beitrag und sagte:

„Ich bitte vorlieb zu nehmen, Hochwürden . . . . das gute Kind hat nicht viel.“

„Gott vergelt's!“ sagte der Pfarrer. Als er fort war schöpfte sie Athem; Mariane hatte sie gerettet.

Im Papier fand der Pfarrer einen halben Gulden. Als Herr von Turn Tags darauf der Frau Sink einen Besuch machen wollte, wurde er nicht angenommen. Sie sei beschäftigt, hieß es. Höchst gleichmüthig kehrte er heim. Wenn nicht die zwanzigjährige Nachbarschaft gewesen und die kleine Theilnahme, die er für Mariänchen, das Kind, hatte, so würde er nie das Sink'sche Haus betreten haben.

Herr Sink war bei seiner Rückkehr noch unfreundlicher und abstoßender als gewöhnlich gegen Frau und Tochter. Mariane beachtete es nicht; ihre Gedanken waren an das graue Haus gefesselt. Frau Sink rächte sich dadurch, daß sie dem Gatten eine äußerst schmale Verköstigung zukommen ließ, was ihn mehr und mehr verstimmte.

„Zum Geier! willst Du mich des Hungertodes sterben lassen!“ fuhr er sie endlich an.

„Die Abtödtung der Gaumenlust ist so heilsam," sagte sie salbungsvoll.

„Zum Kukuk, tödte Dich ab nach Belieben! . . . . aber nicht mich. Marsch, fort mit Dir, Mariane! . . . . ich habe mit der Mutter zu reden."

Mariane stand vom Eßtisch auf, nahm ihre Arbeit und setzte sich in die geliebte Kürbißlaube.

„Frau!" sagte Herr Sink barsch, „ich habe Aussicht dies Grundstück, das keinen Heller einträgt, um einen Preis zu verkaufen, der den Werth doppelt und dreifach übersteigt."

„Damit bin ich ganz einverstanden," versetzte Frau Sink ihre Hände faltend.

„Das ist mir lieb," sagte er sichtlich erleichtert: „ich fürchtete, Du würdest dies Haus und Dein Laboratorium ungern verlassen."

„Die Erde ist überall des Herrn und bietet überall Gelegenheit, dem Nächsten zu dienen," erwiederte sie unendlich salbungsvoll und fügte dann die weise Bemerkung hinzu: „Wenn aber die Summe so groß ist, ist sie dann auch sicher? . . . . keine Schwindelei?" —

„So sicher, wie der Rhein zwischen seinen zwei Ufern fließt!" rief er und rieb sich so gewaltig vergnügt die Hände, daß die Gelenke krachten.

„Wohin werden wir dann unsern Pilgerstab setzen?" fragte sie bedachtsam.

„Ich denke nach Amerika."

„Nein!“ rief sie schreckenvoll, „in Amerika ist das Leben zu kostspielig.“

„Desto mehr Gelegenheit zur Abtödtung bietet es Dir,“ sagte er spottend, „doch das wird sich finden. Die Hauptsache ist, daß wir diesen Klotz am Bein, dieses fressende Kapital, dieses Haus gut verkaufen.“

„Ja . . . . und dann können wir uns in der Stadt, wo Niemand uns kennt, eine kleine Wohnung miethen.“

„Ich sage Dir, Frau, das wird sich finden. Nur erst das Geld in Händen haben! das Geld!“

„Freilich, es nützt uns ja, das liebe Geld, um dem Nächsten zu dienen,“ setzte sie hinzu.

Ueberraschungen.

Der Herr war wieder in das graue Haus eingezogen und die Haushälterin sorgte mit stiller Geschäftigkeit für seine geringen Bedürfnisse, die ihr genau bekannt waren, denn sie war noch von seiner verstorbenen Mutter in ihren Dienst eingeübt worden. Eine Magd unterstützte sie dabei. Andere Dienstboten gab es nicht. Der Weinberg war verpachtet. An irgend eine Unordnung, Veränderung oder geräuschvolle Geschäftigkeit dachte Niemand im grauen Hause. Die Stille schien dort ihre Heimath zu haben. Die Lebensgewohnheiten von mehreren Generationen fanden in dieser weltentfremdeten Stille ihren charakteristischen Ausdruck. Nun war freilich der jetzige Besitzer mit nichten weltfremd oder ein Klausner, sondern genau das Gegentheil: sein Verlangen, im größtmöglichen Umfang die Welt zu sehen, zu kennen, war ein fast krankhafter Durst, der ihn jahrelang in alle Welttheile trieb. So wie er aber in's graue Haus zurückkehrte, legte sich auf ihn der Zauberbann der Einsamkeit. Dieser Bann wurde durch einen sehr materiellen

Grund verstärkt: durch den Zustand seiner Finanzen. Seine Einkünfte waren sehr beschränkt und beruhten auf dem Pachtzins des kleinen Weinberges, dessen Product weder mit Johannisberg noch Asmannshausen sich messen durfte; — und auf dem Ertrag des Waldgutes, das er einige Stunden landeinwärts, zwischen Rhein und Lahn, besaß. Nach einer jeder seiner Weltfahrten mußte er eine Zeit lang sich einschränken, um sein Budget wieder in das gehörige Gleichgewicht zu bringen. Obschon er auf dem Waldgut kein Wohnhaus hatte, war es doch seine Absicht gewesen, die heißen Monate dort zu verleben und seiner Jagdliebhaberei nachzugehen; allein die unerwartete Begegnung mit Lady Waldegrave, mit dieser launenhaften, anziehenden und abstoßenden Frau, hatte ihn verscheucht. Er konnte vernünftiger Weise nicht wünschen, wieder mit ihr in Berührung zu kommen, und er fand es gerathener, die Vernunft zu unterstützen und sich in so weite Entfernung zu begeben, wie die Umstände es eben erlaubten.

Er beschäftigte sich damit, seine Papiere zu sichten, zu ordnen. Er hatte viel geschrieben und viel gezeichnet. Wies er auch mit Geringschätzung den Vorschlag zurück, das Feuilleton irgend eines Blattes zu füllen, so trat ihm doch der Gedanke an ein selbstständiges Werk entgegen. Mochte dieses nun ausgeführt werden oder nicht — es bot ihm vollauf Beschäftigung; und das war es, was er suchte. In der Frühe ging er in die

Messe, dann arbeitete er und Abends ruderte er sich im Nachen lange Stunden auf dem kühlen, grünen Strom.

Er war in seinem Schreiben vertieft, als eines Vormittags Herr Sink ganz athemlos bei ihm erschien und hastig sagte:

„Geehrter Herr von Turn, bester Herr Nachbar, ich bitte Sie um eine kleine Gefälligkeit.“

„Sehr gern, Herr Sink, worin besteht sie.“

„Darin, daß Sie heute gegen ein Uhr zu mir kommen.“

„Zum Speisen, Herr Sink?“ fragte Georg lächelnd.

„O bewahre, Herr von Turn, wir Bürgersleute essen Punkt zwölf Uhr. Nein! die Sache ist so. Um ein Uhr kommt ein Amerikaner, der mein Haus kaufen will. Da ich kein Wort amerikanisch verstehe, so bitte ich Sie um die Gefälligkeit, den Dolmetscher zu machen.“

„Vorausgesetzt, daß die amerikanische Sprache Ihres Käufers spanisch oder englisch ist, will ich das gern thun.“

„Danke, danke! Sie müssen mir aber auch helfen, das Haus, das ganze Grundstück gehörig heraus zu streichen.“

„Das Grundstück beschränkt sich auf das, was der Käufer vor Augen hat, Herr Sink, auf das Wohnhaus

und die Wirthschaftsgebäude, die den Hof umgeben; — da gibt es nichts herauszustreichen."

„Sie vergessen den Garten, bester Herr."

Georg lachte hell auf.

„Die herrliche Gegend, die schöne Aussicht, die bequeme Lage an einer Eisenbahn- und einer Dampfschiff-station!" fuhr Herr Sink ganz begeistert fort: „O Herr von Turn, hat man nur guten Willen, so kann man den Teufel weiß malen. Warum also nicht das kleine Paradies mit allen Farben des Regenbogens!"

„Ganz recht, Herr Sink, ich werde kommen und malen helfen so weit die Farben reichen; aber was sagt Frau Sink dazu? Ist es ihr nicht sehr leid, sich von ihrem Vaterhause zu trennen und von ihrem Laboratorium? . . . . und Ihrer Tochter sehr leid, sich von ihrer Kürbißlaube zu trennen?"

„Was meine Tochter betrifft, so wird sie nicht gefragt. Meine Frau aber ist in solchen Dingen die Vernunft selbst."

„In welchen Dingen, Herr Sink?"

„In Geldsachen, Herr von Turn. Ihren Vater hat sie lange vergessen und Kräuterthee kann sie überall kochen; doch einen günstigen Hausverkauf kann sie nicht jeden Tag bewerkstelligen und so greift sie mit beiden Händen nach dem kleinen Vortheil, der sich uns bietet. Sie sollten auch Ihre alte Baracke zu verkaufen suchen."

— „Nein, bester Herr Sink, daraus wird nichts!“ rief Georg: „dann hätte ich ja keine Heimath mehr.“

„Man läßt sich an einem andern Orte nieder. Wo? . . . . das ist ja gleichgiltig.“

„Das kommt Ihnen so vor, Herr Sink. Fände ich aber nach der Rückkehr von meinen Reisen nicht mein altes graues Haus wieder, unter dessen Dach all’ meine Jugenderinnerungen lebendig werden — ich weiß nicht, was ich beginnen sollte.“

„Sind Sie ein Dichter geworden, Herr von Turn? Vergessen Sie ganz die schwere Haussteuer, die Sie in dieser steuerreichen Zeit auch dann bezahlen müssen, wenn Sie es nicht bewohnen?“

„O Herr Sink, in unserer Zeit hoher Cultur müssen auch die Leute gehörig Steuern bezahlen, die kein Haus besitzen. Das wird Ihnen schon klar gemacht werden, nachdem Sie ihr Haus verkauften. Also gegen ein Uhr bin ich bei Ihnen.“

Herr von Turn erschien pünktlich. Nicht so der Amerikaner. Der Zug mit dem man ihn erwartete war längst gekommen, längst die Zeit verstrichen, die er gebraucht hätte, um den Weg vom Stationshause zurückzulegen — er kam nicht. Herr Sink überlas zwanzig Mal das Telegramm seines Geschäftsfreundes, das die Ankunft des Käufers auf ein Uhr ankündigte. Frau Sink strickte emsig, um keine Zeit zu verlieren. Mariane saß wie immer bei ihrer Näharbeit und gerade so lebhaft

wie ihre Eltern wünschten, daß der Amerikaner mit seinem Sack voll Geld erscheinen möge, wünschte sie das Gegentheil. Unbetheiligt und folglich sehr gleichmüthig behandelte Herr von Turn die Sache und sagte tröstend zu dem aufgeregten Ehepaar:

„Es ist jetzt halb zwei; — ich gehe jetzt. Um halb Vier komme ich aber wieder, denn Ihr Mann trifft vielleicht mit jenem Zuge ein."

„Oder auch gar nicht!" rief Herr Sink wüthend und zerriß das lügenhafte Telegramm.

„Nun, dann bleiben wir gute Nachbarn," erwiederte Georg tröstend.

„Das wolle Gott," seufzte Mariane.

„Und verlieren ein Capital, das uns in unseren alten Tagen aller Sorgen enthebt!" winselte Frau Sink mit geneigtem Haupt, aber mit zornigem Blick.

Ein starker Zug an der Glocke des Hofthors unterbrach das Gespräch. Man vernahm zugleich Pferdegetrappel, doch keinen Wagen. Herr Sink stürzte hinaus:

„So führt ihn der liebe Gott doch noch her," sagte Frau Sink, salbungsvoll die Hände faltend.

„Wer weiß, ob es der liebe Gott ist!" brauste Mariane auf, die nicht länger fähig war, ihre Gefühle zu unterdrücken.

„Ist Ihnen der Verkauf so leid?" fragte Georg theilnehmend, denn er erkannte in dem ungeschickten Ausruf Marianens Betrübniß.

Sie blieb die Antwort schuldig, denn die Thür ging auf.

Wäre der Orion in's Zimmer getreten, er hätte Georg von Turn nicht mehr überrascht, als er es jetzt durch den Eintritt von Lady Waldegrave war. Er blieb wie angewurzelt auf seinem Platz. Lord Waldegrave, der seiner Frau auf dem Fuße folgte, eilte jedoch freudig auf ihn zu und rief seine Hand ergreifend und herzlich drückend:

„Bester Turn, welche Ueberraschung! Wie kommen Sie hierher?"

So wie Dorothea dies sah und hörte, trat auch sie an Georg heran, reichte ihm freundlich die Hand und sagte:

„Am Nil trennten wir uns, am Rhein finden wir uns wieder. Was machen Sie hier? wollen Sie etwa auch dies Haus kaufen?"

Von allen Ueberraschten war es nicht am wenigsten die Familie Sink. Der Amerikaner war ein Deutscher; der Käufer war eine Dame. Herr von Turn war ein alter guter Freund dieses reichen Ehepaares. Herr Sink stand da mit ehrfurchtsvoll gekrümmtem Rücken, Frau Sink ganz bereit, sich bis zur Erde zu verneigen, Mariane kerzengerade aufrecht, ganz Auge für Lady Waldegrave, die im dunkelbraunen Reitkleid mit einem veilchenblauen Schleier ihr ganz wunderbar vorkam. Endlich besann sich denn doch Lord Waldegrave,

weshalb er eigentlich gekommen sei und er sagte zu seiner Frau:

„Jetzt, liebe Dea, nimm das Haus von oben bis unten in Augenschein. Wir erwarten Deine Rückkehr, Herr von Turn und ich .... aber nicht hier im schwülen Zimmer, sondern im Garten.“

„Da Sie jetzt keinen Dolmetscher bedürfen, sondern mit Lady Waldegrave deutsch sprechen können, so begleite ich Sie nicht,“ sagte Georg, als sich der Zug, Herr Sink an der Spitze um die Thüren zu öffnen, in Bewegung setzte. Dorothea nahm ihr Reitkleid zusammen und folgte ihm. Frau Sink und Mariane zogen als Trabanten hinterher, schlossen die Thüren und rissen die Fenster und die Sommerläden auf.

Während der Zeit setzte sich Georg mit Lord Waldegrave in den Schatten der Kürbißlaube und sagte:

„Jetzt erklären Sie mir weshalb Sie als Amerikaner zum Kauf dieses Hauses sich gemeldet haben?“

„Als Amerikaner? ich?“ sagte Lord Waldegrave verwundert: „davon weiß ich nichts. Die Sache ist durch Mäkler angeknüpft und die mögen etwas davon gehört haben, daß ich in meiner Jugend in Amerika war, um den Niagarafall zu sehen. Mäkler müssen immer allerhand kurioses Zeug vorbringen, um die Aufmerksamkeit der Leute zu spannen.“

„Aber warum wollen Sie dies Haus kaufen, das doch in der That kein angenehmer Sommeraufenthalt

ist, während Sie Belair-Castle, Goldenstein und Romodin besitzen?"

„Das Haus wurde uns als eine reizende Villa mit Garten geschildert und meine Frau, die eine große Liebhaberei für große Ströme, für eine Landschaft mit Wasser hat und dies Element auf unseren Besitzungen vermißt, kam auf den Einfall, eine kleine Niederlassung am Rhein zu wünschen, um hier die Abende zuzubringen. Es hieß, die Entfernung betrage nur anderthalb Stunden; wir sind aber vier Stunden geritten. Ich denke, sie läßt den Wunsch fallen. Jetzt sagen Sie mir was Sie getrieben haben, seitdem wir uns vor drittehalb Jahren in Cairo trennten."

„Ich war in Indien und in Californien — und bin nun hier in meiner Heimath. Vor ihren Augen liegt mein Haus."

„Sie besitzen aber auch ein Gut ganz in der Nähe von Goldenstein, wo meine Frau Ihnen vor etwa zehn Tagen begegnete. Als ich Sie besuchen wollte, waren Sie verschwunden und doch liegt das Häuschen, welches Sie bewohnen, so passend wie möglich für den Jägersmann mitten im Walde. Warum leben Sie nicht dort und halten gute Nachbarschaft mit uns."

„Gerade dies wollte ich vermeiden," erwiederte Georg entschieden.

„Bester Freund, was fällt Ihnen ein!" rief Lord Waldegrave sehr erstaunt.

„Ich will es Ihnen erklären. Gegen das Ende unserer gemeinschaftlichen Nilreise trat eine solche Veränderung im Benehmen von Lady Waldegrave gegen mich ein, daß ich fürchten muß — ihr mißfallen zu haben .... ich weiß nicht wodurch. Ich habe es also für besser gehalten, unsere frühere Bekanntschaft nicht zu erneuern. Es fällt mir nicht ein, von irgend Jemand Wohlwollen zu erwarten. Hat man es mir aber bewiesen, so bleibe man dabei. Sie begreifen das.“

„Vollkommen! meine Frau ist aber unschuldig. Ich bin der Schuldige.“

Georg machte lebhaft eine verneinende Bewegung.

„Doch! doch! hören Sie nur. In jener Zeit beschäftigte sich meine Frau fast ausschließlich mit religiösen Fragen. Durch den Tod unseres Kindes war sie physisch und geistig herabgestimmt und gedrückt. Solche Zeiten der Schwermuth schlagen nicht selten in Exaltation um und wirft sich diese auf die Religion, so erzeugt sie einen Fanatismus, der wiederum nicht von Dauer ist und dann in der Seele eine trostlose Oede zurück läßt. Wäre meine Frau damals katholisch geworden, — mit ihrem Charakter wäre sie bis an die äußerste Grenze gegangen, hätte dann später keine dauernde Befriedigung in ihrer schwärmerischen Auffassung gefunden und hätte sich unaussprechlich elend gefühlt. Davor mußte ich sie schützen. Der Umgang mit Ihnen lenkte sie aber allmälig dahin, wo ich sie nicht haben wollte.

Feste Ueberzeugungen, die mit dem Leben desjenigen, der sie ausspricht in Einklang stehen, üben immer einen gewissen Einfluß: dies ist eine Eigenthümlichkeit der guten Grundsätze; sie hauchen so zu sagen eine reine Luft aus. Dagegen hätte ich nun wahrlich nichts einzuwenden; allein die frische Gebirgsluft und die stärkende Meeresluft taugen dennoch nicht für alle, sondern nur für gewisse physische Organisationen, obschon sie sehr rein, sehr belebend sind. So ist es auch mit der geistigen Atmosphäre. Dies Alles setzte ich meiner Frau auseinander. Es verstimmte sie. Sie wollte nicht zugeben, daß ihre religiöse Richtung durch einen Menschen beeinflußt werden könne, was ein gewaltiger Irrthum ist; sie fand das erniedrigend für die Religion — was abermals ein Irrthum ist. Um nun allen menschlichen Einfluß von sich abzuwehren, zog sie sich mit einer Schroffheit von Ihnen zurück, die Ihnen allerdings sehr launenhaft erscheinen mußte, die mir aber ein neuer Beweis war, daß sie die Dinge nicht mit dem gehörigen Maß thut. Ich blieb selbstverständlich auf dem alten Fuß mit Ihnen und doch trug ich die Schuld des schroff veränderten Benehmens meiner Frau. Sie müssen Nachsicht mit ihrer Jugend, ihrem Charakter, ihrem Mangel an Erfahrung haben. Sie ist das beste, liebenswürdigste Wesen von der Welt und sie kann mit der Zeit eine ungemein tüchtige Frau werden, sobald die Epoche der Exaltation vorüber ist. Aus der Phase

religiöser Aufregung ist sie herausgetreten. So! jetzt habe ich Ihnen meine Beichte abgelegt und freue mich, daß ich es konnte. Hoffentlich geben Sie jeden Groll auf — wenn Sie ihn überhaupt gegen meine Frau hegten — und wir sind wieder auf dem Standpunkt alter Freundschaft, wie in den Tagen von Theben, von Elefantine und Wadi-Halfa."

„Ich kann jetzt ganz gut Lady Waldegrave verstehen," erwiederte Herr von Turn sinnend: „Ihre furchtbare Angst aber, daß dieselbe katholisch werden könnte, ist mir durchaus unverständlich."

„Wäre auch vielleicht nur dann zu begreifen, wenn Sie meine Mutter gekannt hätten. Sie besaß manche gute Eigenschaft, führte ein sehr tugendhaftes Leben, nachdem sie früh Wittwe geworden, war wohlthätig und hilfreich für Nothleidende . . . . aber sie hat mir einen solchen Ballast von Rosenkränzen und Skapulieren auf die Schultern gewälzt, zu so viel Novenen und Triduums mich gepreßt, so viele Pfund Kaffee und Zucker in die Nonnenklöster bringen lassen — wo ich dann in unfreundlichem Sprechzimmer warten mußte, bis man sie mir abnahm — so viel Medaillen und Heiligenbilder um mich aufgehäuft, daß mir der Gedanke unerträglich ist, meine geliebte und liebenswürdige Frau in diesen Extravaganzen zu sehen."

„Extravaganzen braucht aber nicht Jeder nothwendig zu begehen."

„Meine Frau hat allerdings viel mehr Verstand als meine Mutter hatte; allein sie hat auch viel mehr Schwärmerei, eine viel stärkere Richtung zum Idealen in ihrer Seele.“

„Nun dies sind denn doch edle Eigenschaften, welche der Extravaganz Schranken setzen.“

„Lieber Freund! die Frau — nicht meine, nicht diese oder jene Frau, sondern überhaupt die Frau hat eine gewisse Neigung zur Uebertreibung. Das hängt, wie mir scheint, theils mit der Lebhaftigkeit ihres Gefühls, theils mit ihrer Phantasie zusammen. Es ist ein ganz allgemeiner Charakterzug in der Naturanlage des Weibes. Je stärker nun die Einbildungskraft und der Schwung des Gefühls ist — wie eben bei meiner Frau — desto mehr wird sie zur Uebertreibung geneigt sein. Sie wird im großen Styl religiöse Schwärmerei treiben, wie meine Mutter es im kleinen Styl that. Sie wird es verschmähen die Frage zu erörtern, ob die Andacht zum rothen Skapulier der Andacht zum blauen Skapulier vorzuziehen sei — oder die Frage, ob die Maria vom guten Rath, oder die Maria von der unbefleckten Empfängniß, oder die Maria der sieben Schmerzen am wirksamsten Hilfe leistet; sie wird auch nicht in den Träumereien irgend einer Nonne Offenbarungen Gottes verehren und nicht jedes Wort, das der Papst spricht, als Prophezeiung auffassen; doch das Schrecklichste könnte ihr denn doch widerfahren.“

„Und das wäre?“ fragte Georg gespannt.

„Es wäre, daß sie in die Hände eines Gewissensrathes, eines Seelenführers oder wie ein solches Individuum zu nennen ist, geriethe. Es ist unaussprechlich, was ich dadurch gelitten habe.“

„Sie? . . . . ist das möglich?“

„Ja! meine ganze Kindheit und mein Verhältniß zu meiner Mutter ist dadurch getrübt worden — und deshalb will ich mein Verhältniß zu meiner Frau durch keine unerträgliche Einmischung verstört wissen.“

„Das versteht sich! aber . . . . . — —“

„Kein Aber, ich beschwöre Sie.“

„Ich habe weder ein persönliches Urtheil noch ein persönliches Interesse in dieser Sache; ich wollte Ihnen nur das sagen, was ich einst aus dem Munde einer sehr verständigen Frau gehört habe.“

„War sie verständig, so wird sie meine Ansicht getheilt haben. Also was sagte sie.“

„Es war auf dem Rigi. Unter einem Schwarm der alleraufgeblasensten und folglich allerhohlsten Leute hatten sich ein halbes Dutzend Katholiken, Männer und Frauen, zusammen gefunden, denen ich mich anschloß. Unser kleiner Kreis übte, ich weiß nicht wodurch, eine Anziehungskraft auf einen sehr gebildeten, angenehmen Mann, der zwar Katholik, jedoch der Kirche gram war. Sei es um seinem Groll Luft zu machen, sei es um sich belehren zu lassen — immer trat er aggressiv auf,

aber nicht so, daß die Discussion etwas Feindseliges gehabt hätte. Seine schlagfertigste Gegnerin war eine Frau, die so ziemlich der Mittelpunkt unseres Kreises und unser Organ in diesen kleinen Geisteskämpfen war. So hatte er denn auch eines Tages eine Masse von Einwendungen gegen den Einfluß von Beichtvätern, von Gewissensräthen, von Seelenführern vorgebracht und behauptet, es stände jeder Katholik unter der Bevormundung eines solchen Individuums, das jeden Schritt leite, jede Handlung bewache und dadurch den Geist lähme, das Herz verenge, das Gewissen abstumpfe und den Menschen aller Selbstständigkeit beraube. Wir protestirten und behaupteten lebhaft, daß wir von einer solchen Unterwürfigkeit nichts wüßten. Die verständige Frau hatte gar nicht protestirt. Als wir mit unseren Betheuerungen zu Ende waren, sagte sie: Die Seelenführung besteht nicht darin, daß jeder Schritt und jede Handlung vorgeschrieben wird, sondern darin, daß der Seele ihr großes Ziel vorgestellt und Mittel und Weg bezeichnet wird, um es zu erreichen. Der Richtung, die der Seele gegeben wird, muß sie dann ihre Schritte anpassen, muß ihre Handlungen daran messen. Der Compaß gibt dem Schiff im großen Ganzen die Richtung an. Der Steuermann behält den Compaß im Auge; allein er muß selbstständig an den Klippen und Sandbänken sein Schiff vorüber lenken. Verstehen Sie das? setzte sie hinzu. — Ob er es verstand, weiß ich

nicht; ich habe es verstanden und ich meine, auch Sie müßten es verstehen."

„Ihre vernünftige Frau war eine Idealistin, faßte von der höchsten Seite die Sache auf," entgegnete Lord Waldegrave: „ich aber bleibe bei meiner Erfahrung stehen."

„Warum soll der Empiriker einen richtigeren Blick haben, als die Idealistin?" fragte lächelnd Georg.

„Weil er in der Wirklichkeit fußt!" rief Lord Waldegrave.

„Ist die Wirklichkeit Eines und dasselbe mit der Wahrheit?"

„Das will ich nicht behaupten! . . . . Meine Erfahrungen theile ich Ihnen zu gelegener Zeit mit, denn ich zähle darauf, Sie in Goldenstein zu sehen."

„Wenn Lady Waldegrave nicht wieder einen Anfall von übler Laune bekommt," sagte Georg lachend.

„Das würde nur dann geschehen, wenn ich Sie auf Proselytenmacherei ertappte, und die ist Ihnen ebenso fern, wie meiner Frau jetzt das Suchen nach einer Religion ist."

Während dieses Gespräches in der Kürbißlaube durchwanderte Lady Waldegrave das Haus von der Dachkammer bis zum Keller. Es hätte viel schneller geschehen können, wenn nicht Herr und Frau Sink mit unerschöpflichen Belobungen und Anpreisungen des soliden Baues, der herrlichen Aussicht, der gesunden Lage,

der behaglichen Zimmereintheilung, der Luft, des Wassers, des Bodens, die Wanderung beträchtlich verlängert hätten. Endlich langte sie im Hof an.

„Wo ist nun der Garten?“ fragte Lady Waldegrave, deren Urtheil über diese Villa bereits feststand, die aber doch aus Höflichkeit nach Allem fragte.

„Es ist erst eine Anlage, allein es kann unendlich viel daraus gemacht werden,“ sagte Herr Sink, indem er auf das Fleckchen Erde wies, das mit seinen Gemüsebeeten und einigen Obstbäumen einen sehr dürftigen Eindruck machte.

„Mir scheint, es fehlt der Platz,“ versetzte Lady Waldegrave.

„Aber der Wald ist so nah,“ sagte Frau Sink rasch.

„Ah, der Wald! das ist schön!“ rief Dorothea: „lassen Sie uns in den Wald gehen.“

Herr Sink öffnete die Thür im Lattenzaun, der den Garten vom Hof trennte und blieb mit Mariane zurück und Lord Waldegrave und Herr von Turn waren nicht wenig erstaunt, Dorothea und Frau Sink eiligst das Gärtchen durchschreiten und den Felsenfußsteig, auf den die Nachmittagssonne brannte, erklimmen zu sehen.

„Wie lange müssen wir noch steigen,“ fragte Lady Waldegrave nach zehn Minuten: „ich bin eine gute Fußgängerin — nur nicht im Reitkleid.“

„In einem halben Stündchen haben Euer Gnaden den Wald erreicht."

„Ist er sehr groß?" fragte Dorothea und blieb stehen.

„Sehr groß, Euer Gnaden, und sehr reich an vortrefflichen Kräutern."

„Und der ganze große Wald gehört Ihnen?"

„Nein, Euer Gnaden, mir gehört er nicht."

„Ich meine, ob der Wald zu Ihrer verkäuflichen Besitzung gehört?"

„Das nicht, Euer Gnaden! aber ich botanisire im Walde."

„Ah so! . . . . dann lassen Sie uns umkehren," sagte Dorothea und eilte den Fußsteig hinab in den wohlthuenden Schatten der Kürbißlaube, welcher nun auch Herr Sink sich nahete. Herr von Turn stand auf und Dorothea setzte sich zu ihrem Manne.

„Hast Du nun Alles genau besehen und bist Du zufrieden?" fragte er.

Herr und Frau Sink blickten auf Lady Waldegrave, als ob ein Richterspruch über Leben und Tod zu erwarten sei. Mit heiterem Lächeln sagte sie:

„Mais c'est affreux."

Ohne eine Miene zu verändern wendete sich Lord Waldegrave an Herrn Sink und sagte:

„Wohlan! morgen wird Ihnen mein Geschäftsmann Bescheid zukommen lassen. Jetzt wollen wir Ihnen nicht länger zur Last sein."

Er war aufgestanden. Als nun auch Dorothea sich erhob und aus der Laube trat, legte sie die Hand auf seinen Arm und rief:

„O Manfred! wirf doch einen Blick über die Hecken hinweg auf das alte Haus drüben unter den Nußbäumen. Ist das nicht ein reizendes Bild.“

„Es ist meine Behausung,“ sagte Georg.

„Wie kühl, wie schattenreich, wie friedlich liegt sie da im schönen Laube der Nußbäume! Es muß sich gut in ihr ausruhen lassen nach Ihren ungeheuren Reisen, Herr von Turn.“

„Auch nach einem Ritt von Goldenstein hierher, Lady Waldegrave.“

Sie sah ihren Mann mit freudig aufleuchtenden Augen an.

„Wenn Sie nicht besorgt sind, Herr von Turn,“ sagte Lord Waldegrave lachend, „daß meine Frau abermals das zehnte Gebot vergißt — wie das bei Abud der Fall war, so nehmen wir gern ihre Einladung an. Ohnehin sind unsere Reitpferde noch nicht wieder da.“

„Und wir warten sie bei Ihnen ab,“ setzte Dorothea hinzu und nahm Abschied vom Sink'schen Ehepaar, dem Lord Waldegrave die Versicherung wiederholte, morgen werde der Bescheid kommen.

Als Lady Waldegrave das Hofthor im Rücken hatte und auf der Chaussee stand, betrachtete sie noch einmal das Haus und rief:

„Welche gräßliche Idee, ein Landhaus unmittelbar an der Chaussee zu bauen und keine Bäume daneben zu pflanzen. Nein! mit diesem Kauf verschone ich Deine Casse, Manfred.“

Und als sie gleich darauf den Hof betrat, der das graue Haus von der Chaussee trennte, setzte sie hinzu:

„O wie ganz anders sieht es hier aus, gemüthlich, einladend! Dort stieß mich Alles ab, denn ich sah nichts als Steine.“

Das Erdgeschoß des grauen Hauses war niedrig und hatte nur gewölbte Räume, welche zur Lagerung der Weinfässer und zu Kellern für wirthschaftliche Zwecke benutzt wurden. Eine gewundene steinerne Stiege führte zum obern Stockwerk. Georg öffnete eine Thür, ließ seine Gäste eintreten und sagte lächelnd:

„Einen solchen Empfangsaal werden Sie noch nicht gesehen haben, Lady Waldegrave.“

Sie blieb an der Thür stehen. Es war ein großes Zimmer, nicht hoch, die Wände mit dunkelbraunem Holz getäfelt; so auch die Decke, die in der Mitte durch einen fortlaufenden Balken getragen wurde. Die Fenster waren breit und niedrig, zwei gegen Westen, eines gegen Süden, jetzt sämmtlich durch Sommerläden gegen die Hitze des Tages geschlossen. Durch die westlichen Fenster stahlen sich einzelne Strahlen der Abendsonne und spielten glänzend auf dem dunkeln Getäfel. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Tisch auf

vier plumpen gewundenen Füßen; an der einen Wand ein riesiger Schreibschrank mit Doppelthüren über der Walze, welche den eigentlichen Schreibtisch bedeckte und und schloß; an der andern Wand, im schlagenden Contrast zu der Umgebung — ein Pianino. In der Tiefe des Zimmers, dem südlichen Fenster gegenüber, war eine geöffnete Thür, durch welche man in eine Bibliothek trat. Bücherschränke ringsum, ein Fenster nach Westen, eines nach Norden; Tische in der Mitte voll Mappen, Karten, Zeichnungen, Schreibereien, Papieren aller Art.

„Nun, wie gefällt Ihnen mein Salon und mein Arbeitszimmer?" fragte Herr von Turn, als Dorothea schweigend Alles betrachtete.

„Sie wohnen einfach wie in einer Bauernstube, ernst wie in einer Klosterzelle und doch im Zusammenhang mit der Welt und mit deren bestem Thun und Treiben — wie Ihr Arbeitszimmer es bezeugt," erwiederte Lord Waldegrave.

„Wer hier lebt und so lebt, muß sehr glücklich sein, Herr von Turn," sagte endlich Dorothea und ihr Mann setzte hinzu:

„Und sehr gut."

„Glücklich ist ein großes Wort, Lady Waldegrave. Wir können keinen Menschen glücklich nennen, denn wir kennen nicht sein inneres Kreuz, und keinen Menschen gut, denn wir kennen nicht seine innersten Gedanken," erwiederte Georg.

„Meine Behauptung halte ich dennoch aufrecht!“ rief Lord Waldegrave: „Gedanken kommen und gehen; die Richtung des Menschen, wenn sie bleibend ist, entscheidet — sogar unbeschadet einzelner Mißgriffe oder verkehrter Schritte.“

„Mit meinem Mann ist gut leben; nicht wahr, Herr von Turn?“ sagte Dorothea freundlich: „bei Ihnen findet sich aber immer noch der alte Ernst.“

„Gewiß, Lady Waldegrave, denn es ist das alte Herz.“

Sie ging im Zimmer umher und betrachtete die einzelnen Gegenstände so aufmerksam, als wandele sie durch eine Kunstkammer. Vor dem Pianino fragte sie:

„Spielen Sie es?“

„Ich habe zu wenig Uebung, ich klimpere nur. Meine Mutter spielte schön.“

„Stammt die ganze Einrichtung von Ihrer Mutter her?“

„O nein! von ihrem Großonkel! von ihr das Allerwenigste z. B. das Pianino.“

„Ah! ist das Ihre Mutter!“ rief Dorothea überrascht und blieb vor der Wand zwischen den zwei westlichen Fenstern stehen.

Da hing statt eines gewöhnlichen Spiegels ein Spiegel ernster Art: ein Cruzifix. Es war nicht sehr groß, aber wunderschön, das Kreuz von Ebenholz, der Christus von Elfenbein, feine alte italienische Arbeit

nach irgend einem großen Meister, vielleicht nach Fiesole, dem Maler des übernatürlichen Lebens. Rechts neben dem Cruzifix, gleichsam als dessen Ergänzung, hing ein vortrefflicher Kupferstich der Rafaelischen Transfiguration und links der Sixtinischen Madonna; — zu Füßen des Cruzifixes aber ein kleines ovales Medaillon in Gold gefaßt und von einem breiten geschnitzten Rahmen umgeben. Es war ein weibliches Portrait auf's Zarteste en miniature gemalt, nur der Kopf von leichten Wolken umgeben, so daß alles Störende einer unmodischen Tracht oder eines geschmacklosen Anzugs wegfiel und das schöne, interessante Gesicht wie ein melancholischer Stern aus dem Gewölk herausschaute.

„Also das ist Ihre Mutter!“ wiederholte Dorothea: „wie schön . . . . aber wie ernst, wie stolz, wie traurig sieht sie aus! An der Seite einer solchen Mutter muß man wohl ernst werden.“

„O,“ sagte Georg, „sie konnte auch lächeln und freundlich sein.“

„Und dann war sie ohne Zweifel bezaubernd,“ setzte Lord Waldegrave hinzu: „ich kann die stereotype Freundlichkeit mancher Gesichter nicht leiden . . . . es sei denn, daß sie der Ausdruck wahrer Güte wären.“

„Die Schönheit abgerechnet, sehen Sie Ihrer Mutter ähnlich,“ sagte Dorothea und ging in die Bibliothek. Die Männer lachten und folgten ihr.

Sie fiel sogleich über eine offene Mappe her und rief erfreut:

„Die Sphynx, Manfred! die Sphynx der Pyramiden!“

Georg rückte einen Tisch an das nördliche Fenster der Bibliothek, das nicht durch Sommerläden geschlossen war, legte die Mappe darauf und man betrachtete seine Zeichnungen. Sie waren auf starkem gelbbräunlichem Papier mit Bleistift ausgeführt, nur Skizzen, aber ungemein lebendig und anschaulich.

Während der Zeit stellte die Haushälterin auf dem großen Tisch im großen Zimmer das Theegeschirr zurecht, geräuschlos, ruhig, gar nicht überrascht durch unerwartete Gäste, nur aufmerksam auf ihr Geschäft und daß nichts fehle. Dann verschwand sie.

„Sie werden wie von Geisterhänden bedient, Herr von Turn,“ sagte Dorothea: „diese Frau in ihrem Kleid mit dem weißen Häubchen gleicht einem alten Bilde, das aus der Wand heraustritt, um die gewohnten Dienste zu leisten. Sie ist gewiß noch aus der Schule Ihrer Mutter?“

„Das ist sie, die gute, treue Seele! Ob sie aber ihren Anforderungen an dem Theetisch entsprechen kann, ist sehr unwahrscheinlich. Ich bitte um Nachsicht für sie und für mich.“

Dorothea war entzückt von der Einfachheit und dem bescheidenen Comfort im grauen Hause.

„Wir haben Schlösser, lieber Manfred, aber eine solche Einsiedelei haben wir nicht,“ sagte sie zu ihrem Mann, der ganz trocken erwiederte:

„Natürlich! wir sind ja zu Zweien.“

„Die Einsiedelei würde Ihnen auch bald zu eng und zu beschränkt werden,“ sagte Georg: „der Contrast mit Ihren Schlössern, mit Ihrem großen Lebenszuschnitt verleiht ihr einen vorübergehenden Reiz. Sie würden diese Stille, diese Abgeschiedenheit nicht lange ertragen.“

„Meinen Sie? . . . . aber Sie, ein Mann, Sie leben doch hier.“

„Gewohnheit der Kindheit, Neigung und Nothwendigkeit! ich liebe die Stätte meiner Jugend, ich liebe die Einsamkeit und ich bin nicht reich genug, um in der großen Welt zu leben.“

„Das heißt, Sie ziehen Ihr kleines Paradies unserer armen Erde vor. Aber Herr von Turn, in diesem Paradiese fehlt die Eva.“

„Mit der Eva ging das Paradies ihm verloren, Lady Waldegrave.“

„Ja! allein er gab es mit vollem Bewußtsein für sie hin. Zu ihm hatte Gott das Verbot gesprochen, nicht zu ihr. Er wußte, was er that, und that es doch. Folglich wog Eva in seinen Augen das ganze Paradies auf.“

„Und so etwas wünschen Sie mir?“

„Nein! ich wünsche es Ihnen nicht. Ihre boshafte Bemerkung verdiente jedoch eine boshafte Antwort!“ rief sie lachend, und lobte den Thee und den Honig als wären es Nektar und Ambrosia. Dazwischen ermunterte sie Georg, seine Zeichnungen herauszugeben und zwar mit erläuterndem Text, doch keine eigentliche Reisebeschreibung. Lord Waldegrave unterstützte ihre Ansicht und sagte:

„Ihre Skizzen sind genial; eine Reisebeschreibung ist in unserer Zeit des allgemeinen Reisens und Schreibens im besten Fall nur banal und im schlimmen trivial.“

„In Goldenstein zeige ich Ihnen meine Aquarelle,“ sagte Dorothea: „und gefallen Ihnen einige aus Egypten und Palästina, so gebe ich sie Ihnen als Beilage in Farbendruck zu Ihrer Sammlung; denn das ist jetzt Mode.“

„Gut, daß Du Goldenstein nennst, Dea,“ sagte Lord Waldegrave: „es erinnert mich, daß wir uns auf den Heimweg machen müssen.“

Sie lachte hell auf und sagte:

„Man wird dort den Tag nicht so angenehm hingebracht haben, wie wir.“

Draußen warteten die Pferde. Sie gingen hinab. Im Hof zwischen einem Nußbaum und einem laufenden Brunnen stand eine Bank. Dorothea setzte sich. Der Wächter des grauen Hauses, ein Hund von der

St. Bernhardrace kam herbei, legte den Kopf auf ihre Kniee und sah sie mit treuherzigen klugen Augen an, als wolle er ihre Bekanntschaft machen. Sie blickte in die Landschaft hinaus. Die Sonne sank hinter die bewegten Linien des Hundsrücks und warf einen goldenen Glanz über Himmel und Erde und in diesem Goldglanz rollte der Strom seine silberschimmernden gewaltigen Fluten so majestätisch an den lachenden, wechselvollen Ufern vorüber, wie ein Herrscher der segenspendend durch seine Lande zieht. Sie versank in den Anblick, in den unnennbaren Zauber, den die Natur nicht durch das Spiel der Farben, der Linien, der harmonischen Gegensätze — sondern durch den Hauch Gottes hat, der sie aus dem Chaos hervorrief und über dem Chaos erhält.

„Zu Pferd, Dea, zu Pferd!“ mahnte Lord Waldegrave.

Sie stand auf und sagte:

„Mir ist zu Sinn wie dem Saul, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand — ein kleines Reich, dessen König Sie sind, Herr von Turn. Werden Sie es verlassen, um uns in Goldenstein zu besuchen?“

„Mit Freuden!“ entgegnete er.

„Das ist ein gutes Wort,“ sagte Lord Waldegrave: „es macht den Abschied leicht.“

Abud schaute verständnißvoll seinen ehemaligen Herrn an, als sich dieser ihm mit Dorothea näherte und ihn lobte und liebkoste. Sie blickte etwas verlegen umher. Rasch sagte Georg:

„Ich biete Ihnen, wie ehedem, meinen Dienst an."

Er ließ sich auf ein Knie nieder und auf das andere legte er seine Rechte. Sie stellte zierlich ihren Fuß in seine Hand und mit leichter Bewegung halb sich hebend und halb gehoben saß sie im Sattel.

„Also auf Wiedersehen," sagte sie dankbar und Lord Waldegrave setzte hinzu:

„Und bald."

Sie ritten langsam dahin. An seinem Hofthor stand Herr Sink als wolle er sich in Erinnerung bringen und machte eine tiefe Verbeugung.

„Was wird denn nun aus Deinem Wunsch, Dea?" fragte Lord Waldegrave.

„Ich gebe ihn auf, lieber Manfred. Die Turn'sche Besitzung kann ich nicht haben und eine andere mag ich nicht haben — am wenigsten die, welche uns angeboten wurde. Es freut mich aber herzlich, daß wir bei dieser Veranlassung den guten Turn in so überraschender Weise entdeckt haben und daß Du ihn nach alter Art begrüßtest."

„Mich freut es zweimal, Dea; ich kann jetzt seinen angenehmen Umgang genießen und kann sicher sein, daß er keinen verkehrten Einfluß auf Dich gewinnt."

„Das hoffe ich," sagte sie ruhig.

Herr Sink und seine Gattin zerbrachen sich nicht wenig den Kopf, als Stunde auf Stunde verging und die Fremden noch immer im grauen Hause verweilten.

„Das muß eine besondere Bewandtniß haben," äußerte Frau Sink bedachtsam.

„Wenn es nur nicht die hat, daß der Nachbar uns den Käufer abspenstig macht."

„Thorheit! Unser Haus, so neu, so herrschaftlich und das alte Eulennest!"

„Der Nachbar versicherte freilich hoch und theuer, nimmermehr werde er seine Besitzung verkaufen. Wird ihm jedoch eine Summe geboten, die den Werth dreifach übersteigt — wer weiß, was er thut und wir haben das Nachsehen."

„Ich glaube eher, daß beide Häuser gekauft werden. Diese Leute müssen von einer Verschwendung sein, die alle Begriffe übersteigt! Als ich mit ihr den Fußsteig am Felsen hinauf ging, raffte sie ihr Reitkleid auf, und ich sah, daß sie in ihren braunen Saffian=Stiefeln grauseidene Strümpfe trug. Seidene Strümpfe! und in Stiefeln! eine wahnsinnige Verschwendung!"

„Gott segne die Verschwender, Frau. Das sind jetzt die Leute, die wir nöthig haben, um auch in der Welt fortzukommen. Ich fange aber an, in unserm Nachbar große Dinge zu wittern."

„Ich auch! er hat gewiß in Nord- oder Ostindien eine Goldgrube entdeckt.“

„Oder sich in China am Opiumhandel betheiligt.“

„Genug! er muß auf irgend eine Weise reich geworden sein, denn diese reichen Leute gingen ja mit ihm wie mit ihresgleichen um. Wer hätte das geahnt! Doch stille Wasser sind tief. Dieser Reichthum würde auch erklären, weshalb er gar kein Fortkommen sucht, weder im Lehr-, noch im Wehr- oder Nährstand. Dann wäre es mir schon recht, wenn ihm Mariänchen gefiele. Gelt, Mann, Dir auch?“

„Ei was Mariänchen! . . . . Mir gehen andere Dinge im Kopf herum!“ polterte Herr Sink und setzte sich im Nebenzimmer an seinen Schreib-, oder bezeichnender gesagt, Rechentisch.

Frau Sink begab sich gedankenvoll in den Hof hinaus und rief „Mariane!“

„Hier!“ antwortete eine Stimme aus der Kürbißlaube.

Die Mutter setzte sich zur Tochter, welche sich über ihr Nähzeug bückte und schweigsam und emsig arbeitete.

„Diese schöne schattige Laube gefällt allen Leuten,“ begann Frau Sink: „die fremden Herrschaften konnten sich ja gar nicht von ihr trennen.“

„Sie sind schon dreimal so lange im grauen Hause,“ versetzte Mariane.

„Nun ja! sie haben in Herrn von Turn einen alten Bekannten wiedergefunden. Bemerktest Du, wie diese Ueberraschung sie freute?“

„O ja.“

„Herr von Turn ist auch in der That ein ganz vortrefflicher Mann, der so tugendhaft wie ein Karthäuser lebt — wenigstens hier .... und so verlangt denn die christliche Nächstenliebe, daß wir annehmen, es sei immer der Fall.“

Mariane schwieg. Frau Sink fuhr fort:

„Er hat sich ja auch gleich nach seiner Rückkehr zu Dir in diese schöne Laube gesetzt. Was hat er Dir denn da erzählt?“

„Ich weiß nicht .... ich vergaß es,“ erwiederte Mariane und erröthete, weil sie jedes Wort wußte.

„Sagte er Dir etwa nicht, er sei nunmehr ein gemachter Mann?“ begann Frau Sink zu inquiriren.

„Ein gemachter Mann?“

„Ich meine ein Mann, der wohlhabend, vielleicht sogar reich geworden ist. Hat er nicht so etwas gesagt oder angedeutet?“

„Nein, nichts.“

„Oder sagte er vielleicht, daß er des Reisens überdrüssig und entschlossen sei, fortan im grauen Hause zu leben?“

„Nein.“

„Oder daß er sich mit einem frommen, sittsamen Mädchen zu verehelichen wünsche.“

„Nein!“ stieß die gequälte Mariane kurz heraus.

„Da Du so genau weißt, was er nicht gesagt hat,“ rief nun Frau Sink erzürnt: „so wirst Du Dich inzwischen auch auf das besonnen haben, was er gesagt hat.“

„Ja!“ entgegnete Mariane trocken: „er fragte, wie es uns Allen hier im Hause gehe und sprach von wilden Thieren, die er gejagt habe.“

„Von wilden Thieren? welche unpassende Unterhaltung mit einem jungen Mädchen, das von solchem blutdürstigen Jagdvergnügen nichts weiß.“

„Er ist nun einmal so, Mutter; woran er denkt, davon spricht er.“

„Er hat doch gleich an Dich gedacht und ist durch die beiden Hecken gedrungen und über den Bach gesprungen, um sich zu Dir zu setzen, Mariänchen.“

„Ob er an mich gedacht hat, weiß ich nicht. Er wurde mich gewahr und da fiel es ihm ein, mir „Guten Tag“ zu sagen,“ antwortete Mariane mit Bitterkeit.

„Hast Du nie gewünscht Dich zu verehelichen, Mariänchen?“ fragte Frau Sink ihren Gedankengang verfolgend:

„Nein.“

„Das ist sonderbar! bei achtzehn Jahren pflegen solche Gedanken zu kommen.“

„Ich kenne ja Niemand.“

„Nun, Du kennst doch Herrn von Turn, ... Georg, wie Du ihn kürzlich nanntest.“

„Mutter,“ sagte Mariane und erhob sich wie von einer Folterbank: „ich weiß nicht, was Deine Fragen sollen.“

„Desto besser, Mariändchen! ein unbefangenes Herz folgt leicht den Fügungen des lieben Gottes. Deine Eltern machen es ebenso: sie verkaufen die schöne Besitzung, auf welcher sie alt geworden sind und lassen sich dann wie Abraham, der fromme Patriarch, in das Land führen, das der liebe Gott ihnen zeigen wird.“

„Die da drüben,“ sagte Mariane und deutete auf das graue Haus, „werden gewiß nicht unser Haus kaufen.“

„Die da drüben!“ rief Frau Sink empört: „spricht man so von sehr reichen, sehr vornehmen, sehr edlen Herrschaften. Das ist höchst unartig.“

„So will ich artig sein und sagen: diese sehr reichen, vornehmen, edeln Herrschaften werden gewiß nicht unser Haus kaufen,“ versetzte Mariane kalt.

„Aber warum nicht, Du Unglücksprophetin, Du Rabenkind! Es wäre ja ein Schaden von Hunderttausend für Deine armen Eltern! . . . . Warum nicht? ich frage.“

„Weil der Herr sich um die ganze Sache nicht bekümmert hat und weil die Dame mit so hochfahrender

Miene Haus und Hof betrachtete und mit ihrer Reitgerte so verächtlich hin und her fuchtelte, als ob sie sagen wolle: Das ist Alles viel zu schlecht für mich."

„Was weißt Du naseweises Ding von den Manieren hoher Herrschaften! Die Dame hat sich so benommen, wie sie es gewöhnt ist. Du bist vorwitzig über die Maßen! Sie fuchtelt mit der Reitgerte und das soll bedeuten, daß sie unser Haus verachtet! . . . . Unsinn!"

„Morgen wird sich das zeigen, Mutter."

„Ich glaube gar es würde Dich freuen, wenn sich die Sache zerschlüge."

„Ja, Mutter! denn die Kürbißlaube ist die einzige Freude, die ich auf der weiten Welt habe."

„Welche Gottlosigkeit!" rief Frau Sink, ließ die Hände in den Schoß fallen, das Haupt auf die Schulter sich neigen und hob die Augen zum Himmel auf, als wolle sie durch diese trostlosen Geberden ihn zum Zeugen aufrufen, daß sie unschuldig sei an der sündhaften Verkehrtheit ihrer Tochter. Diese blieb aber ganz ungerührt und so sagte denn Frau Sink nach einer Pause:

„Eltern hast Du, die zärtlich für Dich sorgen, arme Kranke hast Du, für welche Du sorgen könntest — aber das ist nichts und die Kürbißlaube ist Alles."

„Verzeih' Mutter! es war nicht so schlimm gemeint. Die Eltern haben ihren besonderen Platz, von dem sie

nicht durch die Kürbißlaube verdrängt werden; allein Deine gräßlichen Bettelweiber, mögen sie gesund oder krank sein, sind mir in den Tod zuwider . . . . sie sowohl, wie Dein Kräuterthee. Das weißt Du ja längst. Was bleibt mir da übrig, als die Kürbißlaube . . . . und mein Kummer, wenn ich sie verlieren sollte.“

„Wie es möglich ist, daß ich! ich! die Barmherzigkeit selbst! eine solche Tochter habe, das ist ein Räthsel, welches sich erst im ewigen Leben für mich lösen wird!“ sagte Frau Sink.

Und das ist denn allerdings eine jener Erwartungen, die nicht getäuscht werden sollen.

Seufzend ging die Mutter in ihr Laboratorium. Seufzend, aber mit athemloser Spannung beobachtete die Tochter hinter den breiten Blättern ihrer Kürbißlaube Alles, was im Hof des grauen Hauses vorging. Es war wenig; allein ihre Gedanken vervollständigten es. Die Magd ging über den Hof und in die Stadt mit einem leeren Körbchen; als sie zurückkam, trug sie es sorgfältig und es war mit Weinblättern zugedeckt. Sie hat vom Pfarrer schöne Pfirsiche geholt, dachte Mariane. Nach einiger Zeit lief die Magd wieder in's Städtchen und kam schleunigst zurück mit ein Paar Citronen. Während der Zeit war die Haushälterin im Hof erschienen und hatte eine geschliffene Karaffe am Brunnen mit Wasser gefüllt für die beabsichtigte

Limonade. Dann blieb Alles still, lange Zeit, so lange, daß Marianens Herz schwer wie ein Stein in ihrer Brust wurde. Endlich, endlich kam Pferdegetrappel von der Stadt her und die Schelle am Hofthor erklang. Die Magd öffnete eiligst das Thor und zwei Reitknechte, von denen jeder ein Pferd am Zügel führte, ritten langsam in den Hof. Es währte aber noch geraume Zeit bis die Herrschaften erschienen und als endlich Dorothea heraustrat, war es nicht um zu Pferd zu steigen, sondern um sich auf die Bank am Brunnen zu setzen. Will sie denn ewig dableiben! ächzte Mariane. Und dieser Hund, der sich vor ihr aufpflanzt, als wolle er sie nicht fortlassen! — Sie hörte, wie Lord Waldegrave zum Aufbruch mahnte. Und nun mußte sie sehen, wie Georg den Reitknecht zurückwies und statt seiner Dorothea in den Sattel hob. Das ist ja entsetzlich! flüsterte sie vor sich hin und fiel ganz erschöpft auf die Bank, nachdem sich das Hofthor hinter den Reitern geschlossen, Herr von Turn den Kopf seines Hundes gestreichelt hatte und in's Haus gegangen war. Entsetzlich! wiederholte sie ein paar Mal. Weshalb aber diese ganz alltäglichen Dinge ihr entsetzlich vorkamen — das wußte sie nicht.

In ganz anderer Stimmung war Herr von Turn: Große Freude, gemischt mit großem Erstaunen erfüllten sein Herz. Es beglückte ihn durch eine ganz ungeahnte Ueberraschung die alten Freunde wiedergefunden und

so gefunden zu haben, offen, einfach, zutraulich; und er staunte, daß er nicht von selbst den Grund von Dorothea's Verstimmung errathen habe. Er hatte diesen Grund immer in ihr, nie in ihrem Manne gesucht, und das kam daher, weil er mehr mit Lady als mit Lord Waldegrave sich beschäftigt hatte. Und wie großes Unrecht hatte er ihr dadurch gethan! wie manche Verkehrtheit ihr angedichtet! sogar Koketterie ihr Schuld gegeben! Ihre Schuld bestand nur darin, daß sie nicht verstanden hatte die Verstimmung zu verbergen, in welche nicht er, sondern ihr Mann sie versetzt hatte, und dieser Mangel lag in ihrem allen Eindrücken offenen Charakter. Er überlas das, was er von ihr bei der Begegnung im Walde geschrieben hatte. Es kam ihm ganz lächerlich vor; denn die tragisch-elegische Stimmung war keineswegs im Einklang mit der schlichten Auflösung, die ihm heute ganz prosaisch zu Theil geworden war. O thörichtes Menschenherz, immer bereit sich von selbstgewebten Täuschungen umspinnen zu lassen! sprach er zu sich selbst: immer bereit in diesen Täuschungen ein schmerzlichsüßes Glück zu suchen — was bist du für ein störendes, lästiges Möbel zwischen dem brauchbaren Hausgeräth unsers innern Lebens. Und doch bist du dessen eigentlicher Pulsschlag, gerade so wie du es für das physische Leben bist. Heißt es von Jemand: Ein herzloser Mensch! — so weiß man schon, daß er dem Reich der Schatten angehört; denn

es ist das Herz, das zuweilen so thörichte Herz, welches ihn zu seiner wahren Größe hindrängt, zum Opfer. Nicht die Wiege, die uns in Träume einlullt — ein Hausaltar soll das Herz sein, wo der ewigen Wahrheit geopfert wird und wo das Leben seine Weihe empfängt.

Am nächsten Vormittag kam ein Reitknecht und brachte ein großes Schreiben an Herrn Sink und ein kleines an Herrn von Turn. Herr Sink öffnete mit gebührendem Respect ein Blatt Papier, welches den Werth von hunderttausend Gulden vorstellte und überflog die wenigen Zeilen, die ihm mit höflichen Worten sagten, Lord Waldegrave stehe vom Ankauf „der Villa" ab, denn sie sei zu entfernt von Schloß Goldenstein.

„Nun was schreibt man?" fragte in athemloser Spannung Frau Sink, als sie die wüthende Geberde ihres Gatten sah.

„Er will nicht!" rief Herr Sink mit vor Zorn erstickter Stimme und schleuderte den Brief zu Boden.

„Er will nicht," stammelte Frau Sink, „so sind hunderttausend Gulden dahin."

„Er will nicht! o herrlich! o prächtig!" frohlockte Mariane, klatschte in die Hände und lief aus dem Zimmer, um von ihrer Kürbißlaube Besitz zu nehmen, wie von einem kostbaren Geschenk.

„Ist die Dirne toll geworden!" rief Herr Sink und warf mit unbeschreiblichem Ingrimm Marianens

Arbeitskorb gegen die Thüre, durch welche sie so eben verschwunden war.

Der Ingrimm von Frau Sink kehrte sich gegen ihren Gatten und mit heiserer Stimme sagte sie:

„Was hast Du für miserable, für unzuverlässige Geschäftsfreunde!“

„Ja freilich, miserable!“ rief er, auf den Boden stampfend.

„Von einem Amerikaner wird gefaselt, von einem steinreichen Mann .... und lumpige hunderttausend Gulden sind ihm schließlich zu viel für ein solches Haus ... dem elenden Geizhals, der gar kein Amerikaner ist! .... Man hat Dich gehörig zum Besten gehabt. Du sollst Dich schämen, daß Du Dich in Deinem Alter so anführen ließest.“

„Was anführen! es meldete sich ein Käufer und ich zeigte ihm das Haus. Da ist keine Rede von zum Besten haben.“

„Nein, aber“ .... wendete Frau Sink ein.

„Ja, aber!“ fuhr er zornig auf: „es ist schon genug Wermuth ohne Deine Galle da.“

„Du bringst Elend über uns und ich soll dazu schweigen?“

Er starrte sie an und sagte wild:

„Was weißt Du von unserm Elend. Hier entgehen uns ja nur hunderttausend Gulden, die wir noch gar

nicht hatten; anderwärts sollen wir das Dreifache zahlen und wir haben es nicht."

„Wo ist es denn geblieben?" stotterte Frau Sink mühsam aus zugeschnürter Kehle hervor.

„Der Henker hat's geholt! . . . die Speculation!" schnaubte er sie an und rannte im Zimmer auf und nieder wie ein wildes Thier im Käfig.

Mit weitaufgerissenen Augen starrte Frau Sink ihren Mann an, sprang vom Stuhl auf wie durch Federkraft emporgeschnellt und sank zurück, sprachlos, besinnungslos.

Beide waren von Geldgier besessen: Frau Sink verband mit dieser kläglichen Leidenschaft den Geiz, welcher kreuzerweise zusammen scharrt, spart, darbt; — Herr Sink die Gewinnsucht, die in der Verblendung der Begierde so weit geht, daß sie den Boden der Vorsicht verläßt und, wenn ein Blitzstrahl ihr den Abgrund zeigt über welchem sie schwebt, sie zum letzten Wagniß anspornt den Abgrund zu überspringen. Aber der Sprung mißlingt. So stand es mit Herrn Sink. Seine Frau hatte davon keine Ahnung. Bei ihren Wassersuppen, ihren Almosen von Schlüsselblumen- und Eibischthee, ihrer und ihrer Tochter ärmlichen Kleidung, genügte das karge Wirthschaftsgeld, das ihr Mann ihr monatlich auszahlte. Ja, sie machte es möglich einen Gulden oder zwei zu ersparen, welche sorgsam in einem Kästchen verschlossen wurden und zuweilen in stiller Stunde

ihr Auge ergötzten. Herr Sink wußte zu gut, wie sehr die Neigung zum Gelde seiner Frau mit der seinen im Widerspruch war, um ihr seine Art und Weise Geldgeschäfte zu machen, mitzutheilen. War ihm ein Glücksfall, in der Einbildung oder Wirklichkeit begegnet, so pflegte er die Hände zu reiben bis alle Gelenke krachten und zu sagen:

„Verdammtes Glück, das ich habe."

Ueber Unglücksfälle, mißglückte Speculationen, schwieg er, weil seine Frau ihm viel zu gleichgiltig war, um ihren Rath oder ihre Ansicht einzuholen. So war sie denn in völliger Unkenntniß über den Stand des Vermögens und kam zu dessen Kenntniß in dem Augenblick, als das Vermögen dahin, sogar das Haus mit Hypotheken belastet war. Denn jetzt war das Eis gebrochen und Herr Sink rechnete ihr Alles bis auf den letzten Heller vor. Ein Brustkrampf drohte sie zu ersticken.

„Mariane!" schrie Herr Sink in den Hof hinein: „Heraus aus Deiner Kürbißlaube und hieher!"

Sie kam eilig.

„Hier ist Dein Platz!" fuhr er sie an und zeigte auf Frau Sink: „mit der Laube ist's ohnehin zu Ende."

„Ist es doch verkauft?" fragte sie, bestürzt durch das was sie sah und hörte.

„Verloren ist's, Du einfältiges Geschöpf! Ja, verkauft! . . . . Wär's verkauft, so wären wir nicht in dieser höllischen Lage."

Mariane beschäftigte sich weinend mit ihrer Mutter.

„Heule nicht! davon wirst Du immer einfältiger," fuhr er fort: „Denke Dir etwas aus, um Deine Eltern zu retten."

„Ich weiß ja nichts!" schluchzte sie.

„Elendes Weibsvolk!" rief er verächtlich: „mir ist so eben etwas eingefallen, das uns helfen kann."

Fort ging er und ließ die trostlose Tochter bei der verzweifelnden Mutter.

Fünf Jahre.

Die Fürstin saß in ihrem Morgenzimmer wie vor fünf Jahren. Alles um sie her war unverändert, sogar das zerbrechliche Porzellan der Blumenvase, des Schreibzeugs und des Riechfläschchens hatte sich gut erhalten; nur sie selbst war sehr verändert. Das volle weiße Haar, das früher ihrem Gesicht wie eine silberne Krone etwas Majestätisches gab, was sehr spärlich geworden und legte sich glatt gescheitelt uud ganz dünn um ihre Stirn. Ihre Züge waren verfallen, die Hände welk, die Haltung zusammengesunken. Wäre sie aufgestanden und gegangen, so würde man bemerkt haben, wie gebeugt der Nacken war, der sonst so aufrecht ihr Haupt trug, wie schleppend der Schritt war, in welchem sie früher so würdevoll sich bewegte. Die Fürstin war in das Greisenalter eingetreten; sie zählte einundsiebenzig Jahre. Mochte aber die Zeit hier ihr Werk der Zerstörung gethan haben — der Kummer hatte ihr geholfen.

Der Fürst, ihr Sohn, saß gegenüber, noch immer ein schöner Mann trotz einiger Silberfaden in Haupt- und Barthaar, noch immer mit seinem wohlwollenden etwas schlaffen Ausdruck. In diesem Augenblick aber war er ungewöhnlich erregt, während die Fürstin in ihrer gewohnten gleichmäßigen Ruhe verblieb als sie sagte:

„Ich bat Dich nicht nach Pelagias Tod, eine neue Ehe zu schließen, denn Du hattest drei blühende Söhne. Doch als Friedrich starb begann ich zu zagen und Dich zu bitten. Deine Antwort war, Du könntest Dich nicht entschließen Deiner erwachsenen Tochter eine Stiefmutter zu geben. Das begriff ich. Nach Dea's Verheirathung war, nach meiner Ansicht, der günstige Moment gekommen und ich bat Dich um so dringender, als Ernst ein sehr zarter Knabe geworden war. Du behauptetest mit zwei Söhnen sei hinlänglich für die Nachkommenschaft gesorgt. Da kam abermals der Tod und nahm nicht den zarten Ernst, sondern den kräftigen Wilhelm hinweg, und seitdem lasse ich nicht ab Dich zu bitten eine neue Ehe einzugehen. Du lehnst es ab unter nichtigen Gründen. Nun, mein Sohn, Du wirst bitter bereuen meinen Rath nicht befolgt zu haben, wenn Ernst im Grabe liegt."

„Aber beste Mama, höre doch auf, Dich und mich mit dem Schreckbild dieses Todes zu ängstigen!" rief der Fürst. „Ernst hat sich sehr erholt, ist sehr groß

geworden, ein bildhübscher Mensch. Noch ein paar Jahre aufmerksamer Pflege — und er ist so gesund wie ich und kann heirathen. Suche ihm nur bis dahin eine schöne Frau aus, so wird es an Nachkommen nicht fehlen."

„Wie Du Dich täuschest, mein Sohn," erwiederte die Fürstin und bewegte verneinend das Haupt: „Ernst ist freilich nur zu hoch gewachsen, aber wie schmal und schmächtig."

„Das sind alle junge Leute bei zwanzig Jahren."

„Diese hektische Röthe" . . . . —

„Jugendblüte, beste Mama!"

„Diese glänzenden Augen" . . . —

„Sprechen für seine Seelenreinheit, liebe Mama! Ich flehe Dich an mit Deiner Selbstpeinigung, die mich foltert, nachzulassen. Alle Aerzte geben einstimmig die Versicherung bei richtiger Behandlung und sorgsamer Pflege sei keine Gefahr vorhanden."

„Armseliger Ausspruch, welcher nur denjenigen beruhigen kann, der sich beruhigen lassen will."

„Der nicht durch unnütze Sorgen sich selbst und Andern das Leben verbittern will, beste Mama! Ich verwende auf Ernst jede vernünftige Sorgfalt, wie es der Vaterliebe für den einzigen Sohn so natürlich ist. Allein aus Angst um ihn — zu heirathen, eine junge Frau mit neuen Gewohnheiten, neuen Ansichten, neuen Moden in's Haus zu bringen — nein! das fällt mir

nicht ein. Ist man zwölf Jahre Wittwer gewesen, so kommt man nicht mehr auf Ehestandsgedanken, denn sie werfen zuweilen das gewohnte Leben über den Haufen — und da das meine mir lieb und bequem ist, so will ich es nicht auf's Spiel setzen. Wer weiß ob eine fremde Frau mit Dir harmonirte, beste Mama, und mit Dea."

„Ich bin den Ehen unter Verwandten sehr abgeneigt, mein Sohn; allein es gibt Ausnahmen und es sollte mich freuen wenn Doris Dir gefiele."

„Wie Mama? Doris? unsere Doris?"

„Ja mein Sohn, unsere Doris. Sie ist klug und angenehm, vertraut mit unserm Leben, unseren Verhältnissen, neunundzwanzig Jahre alt. Henriette ist jetzt mit ihren Töchtern auf längere Zeit gekommen. Benütze das, um Doris nicht mit den Augen eines Onkels, sondern eines Freiers zu betrachten und ich bin überzeugt, daß sie Dir gefallen wird. Henriette wäre glücklich Dir ihre Tochter zu geben und Doris macht gewiß keine Schwierigkeit, denn sie hat zwei jüngere verheirathete Schwestern — und ich glaube, daß die beiden Kleinen wegen ihrer Schönheit sich auch bald verheirathen werden."

„Zwei allerliebste Herlein! .... das ist wahr! besonders die Aurora. Sie wäre mir schon recht als Schwiegertochter."

„Bester Sohn, denke doch an Deine und nicht an

Ernsts Ehe. Ueberdies könnt Ihr ja Beide ganz andere Partien beanspruchen, als Henriettens Töchter. Ich schlage Dir nur deshalb Doris vor, weil Du gegen eine Fremde tausend Einwendungen machst, obschon eben eine Fremde in anderer Beziehung viel wünschenswerther ist, als eine so nahe Verwandte. Genug, mein Sohn, überlege und bedenke, was ich Dir vorgeschlagen habe, und vergiß nicht, daß Ernst eine äußerst zarte Pflanze ist, welche durch einen einzigen scharfen Luftzug geknickt werden kann."

„Wohlan, beste Mama, ich will zu Deiner Beruhigung die Sache erwägen, obgleich ich keine besondere Zuneigung für Doris habe."

„Die Zuneigung wird kommen, wenn Du Dir Alles recht klar machst und die Ueberzeugung gewinnst, daß Ernst, so gut wie wir Alle, in jedem Augenblick sterben kann."

„Ernst und der Tod sind nun einmal Zwillinge in Deiner Vorstellung! Doch ich erkenne darin Deine übergroße Zärtlichkeit und Sorgfalt."

Er stand auf, küßte die Hand der Fürstin, wollte gehen, blieb aber stehen und sagte nachdenklich:

„Doris! liebe Mama, ich bin über die Maßen durch diesen Vorschlag überrascht. Ich glaube, daß Doris eine eben so gute Gattin sein werde, wie hundert andere junge Mädchen; allein Deine Gesinnung oder vielmehr Deine Veränderung derselben, setzt mich in

Erstaunen. Wenn ich um eine Königstochter geworben hätte, so würdest Du das keineswegs zu hoch gefunden haben. Da ist der Schritt zu Doris hinab sehr tief und ich fürchte Du könntest später ihn bereuen."

„Nie! sobald sie Dir einen Sohn schenkt!" sagte die Fürstin mit ganz ungewöhnlicher Erregung: „ich übersehe nicht nur das, sondern auch die Verwandtschaft .... Alles, mein Sohn, Alles, um zu verhindern, daß unser Haus aussterbe."

Er lächelte und verließ sie. Im Vorzimmer begegnete er seiner Schwester.

„Liebe Henriette," bat er, „zerstreue den Trübsinn der Mama; sie foltert mich mit ihrer thörichten Angst um Ernst."

„Thörichte Angst?" sagte Gräfin Henriette und sah den Bruder mit großen Augen an.

„Ich begleite ihn jetzt nach Ems," fuhr der Fürst fort, „und bewache ihn, damit er die Cur pünktlich brauche. Dann ein Winter im Süden .... und er ist so kräftig wie ich bei zwanzig Jahren war."

„Gott gebe es," erwiederte die Gräfin und ging zur Mutter.

Diese, noch immer ganz erregt, rief der Gräfin zu: „Liebe Henriette, was würdest Du sagen, wenn Doris meine Schwiegertochter würde?"

Angenehm überrascht, doch mit mütterlichem Stolz entgegnete die Gräfin:

„Ich würde Dir und meinem Bruder Glück wünschen, beste Mama. Aber wie kommst Du auf diesen Gedanken? Mein Bruder hätte ja seit zehn Jahren sich mit Doris vermälen können."

„Er hat nach Pelagia's Tod nie Lust gehabt eine neue Ehe zu schließen. Sein Familienleben war ihm angenehm und jede Veränderung desselben unbequem. Er verließ sich auf seine drei Söhne — dann auf zwei Söhne — jetzt auf einen Sohn — auf Ernst, dessen ganze Erscheinung nur zu deutlich die Schwindsucht verräth! Er muß heirathen und bald. Du bist jetzt auf längere Zeit bei uns. Doris gefällt ihm. Begünstige seine Absicht — und in wenigen Monaten ist sie seine Frau. Du weißt wie er ist: man muß ihm Alles bequem machen, zurechtlegen, Bemühung ersparen, Lästiges abwehren, — dann geht er auf dasjenige ein, was man ihm zu seinem Glück vorschlägt."

Gräfin Henriette ging bereitwillig auf einen Gedanken ein, der ihrer Tochter eine glänzende Heirath in Aussicht stellte. Nachdem dies Thema erschöpft war, fragte sie:

„Ich erhielt so eben einen Brief von Dea, die uns Alle dringend nach Goldenstein einladet. Es sei so groß und so vollständig eingerichtet, daß es für hundert Gäste Raum habe: Für Dich sei eine vollständige Wohnung von sieben Zimmern bestimmt, wo Du mit Fräulein von Stecken und Deinen Kammerfrauen ganz

unberührt von etwaigem Tumult und Wirrwarr sein würdest. Was soll ich ihr antworten."

„Daß Du mit Deinen Töchtern kommen wirst; Dein Bruder ebenfalls; nicht aber ich. Dea hat mich schon im Frühling, als sie vier Wochen hier war, dringend eingeladen den Sommer bei ihr zuzubringen. Allein dieser Sommer wird so tumultuarisch sein, daß ich es abgelehnt habe. Seit zwei Jahren machte ich keine Reise mehr; ich brauche Ruhe und Stille und die gewohnte Umgebung und Einrichtung des Lebens. Das kann mir Dea trotz aller Liebe und Aufmerksamkeit nicht verschaffen."

„Du gehst also nicht mit uns?"

„Nein, mein Kind! ich werde ein paar Zeilen an Dea schreiben."

Gräfin Henriette war aufgestanden und an's Fenster getreten.

„O beste Mama, schau' hier! sie kommen Alle geritten! . . . . welche hübsche Cavalcade!"

Die Fürstin trat auch an's Fenster und sagte zufrieden:

„Sieh, Henriette, es macht sich schon."

Der Fürst und Doris ritten voran; ihre große schmächtige Gestalt machte sich sehr gut zu Pferde und sie verstand gut zu reiten. Ernst folgte zwischen seinen reizenden Cousinen Flora und Aurora, die ihren Namen Ehre machten. Als die Fürstin Ernst erblickte,

verdüsterte sich ihr Auge und seufzend trat sie vom Fenster zurück. Die Gräfin hatte nur ihre Töchter gesehen und in ihren Gedanken bereits Doris als Fürstin und als Mutter blühender Kinder. So verschieden sind die Gedanken von einem und demselben Bild des Lebens: das eine lächelt, das andere weint.

Der Fürst ging mit seinem Sohn nach Ems und Gräfin Henriette mit ihren Töchtern nach Goldenstein, während die jüngste Tochter der Fürstin, Gräfin Ottonia, aus Ungarn eingetroffen war und bei der Mutter blieb. Ihre beiden Söhne aber gingen auch nach Goldenstein.

„Wie ich mich auf Goldenstein freue, kann ich gar nicht beschreiben, Großmutter," sagte Aurora, als sie von der Fürstin Abschied nahm: „ich bliebe auch sehr gern hier . . . allein Goldenstein muß etwas ganz Besonderes sein, großartig, vornehm, elegant — kurz, Alles was man gern beisammen hat."

„Hoffentlich geht es auf Goldenstein lustig her, nicht wahr Großmama?" fragte Flora: „nicht steif, nicht gespreizt . . . . das wäre schrecklich! Ich will dort von Bela den Czardas lernen. Wenn wir zurückkommen tanzen wir ihn Dir vor."

„Das wird mich freuen wenn Du ihn recht hübsch, recht graziös tanzen kannst," sagte die Fürstin gütigst und dann zu Doris: „Gehst auch Du gern nach Goldenstein?"

„Sehr gern, liebe Großmama!" rief Doris. „Es

freut mich immer, wenn die zahlreichen Mitglieder einer Familie zusammenkommen und einige Zeit mit einander verkehren. So lernt man sich kennen und gewinnt Theilnahme für Alle. Ein großer Kreis von Verwandten ist mir höchst angenehm."

„Ja," sagte die Fürstin, „es sind Freunde, welche die Natur uns gibt."

„Zuweilen sind uns aber die Vettern und Cousinen gar nicht sympathisch," versicherte Aurora mit dem Ernst der Erfahrung: „deshalb ist es doch gut, daß man auch unter Fremden bekannt wird und Freunde findet. Ich bin sehr für neue Bekanntschaften — für recht absonderliche."

„Ob Dea diesen Geschmack mit Dir theilt, weiß ich nicht," sagte die Fürstin lächelnd: „mit absonderlichen Leuten ist der Verkehr selten angenehm."

„Warum nicht, Großmama?"

„Weil absonderliche Gewohnheiten, Einfälle, Ansichten, Manieren, allerhand Capriolen veranlassen, welche das ebene Geleise verstören, worin sich der freundschaftliche Verkehr traulich und ruhig bewegt."

„Capriolen, Großmama!" rief Aurora höchst erstaunt: „ich hatte unter absonderlichen Leuten Genie's im Sinn, Künstler, katholische Priester, mit einem Wort solche, die man nicht alle Tage sieht."

„Wer keine klare Frage stellt, mein Kind, kann keine klare Antwort bekommen; am wenigsten der, in

dessen Kopf, wie in dem Deinen, ein beträchtliches Maß von Verwirrung herrscht. Das Genie ist eine hohe eigenthümliche schöpferische Beschaffenheit und Begabung des Geistes, die in entsprechenden Leistungen zum Vorschein kommt. Dichter, Maler, Schriftsteller können und sollten Genie haben — häufig aber haben sie es nicht und sind ohne Originalität in ihren Leistungen. Auch auf anderem Gebiet gibt es Genie's. Ein solches war Columbus. Er bildete in seinem Geist den Welttheil vor, den er entdeckte. Das Genie liegt im Geist, nicht in Gewohnheiten und Manieren, die ich vorhin Capriolen nannte und die kein Zeugniß für Genialität und Originalität ablegen, sondern ganz einfach dafür, daß ein solcher Mensch nicht versteht sich in Selbstbeherrschung zu üben und in Zucht zu nehmen, was für alle Menschen, mögen sie reich oder arm begabt sein, so nothwendig für das Leben wie das tägliche Brod ist. Wie Du dazu kommst den katholischen Priester als ein Curiosum zu betrachten, ist mir räthselhaft."

„Ich habe nie einen katholischen Priester gesehen," erwiederte Aurora kleinlaut, „und man hört doch so viel von ihnen reden, daß ich es gern möchte."

„Ich mag es nicht, Großmama!" rief Flora: „er würde mich gewiß gleich katholisch machen .... und das will ich nicht." —

„Was habe ich für Nichten!" rief Gräfin Ottonia lachend: „Ihr lebt, wie mir scheint, in einem Urwald,

fern von menschlicher Gesellschaft, versunken in Eure eigenen Gedanken, welche keinen Anspruch auf Geltung in der übrigen Welt machen."

„Liebe Ottonia," sagte Gräfin Henriette empfindlich, „wir wohnen in Norddeutschland, Gottlob ganz fern von allem katholischen Treiben, welches jetzt die Welt in Hader und Unruhe stürzt und im Bunde mit den schrecklichen Socialisten auf allgemeinen Umsturz sinnt, um zu größerer Herrschaft zu gelangen."

„Ich sagte, daß Ihr im Dunkel eines selbstgeschaffenen Urwalds lebt — und Deine Worte bekräftigen meine Ansicht," versetzte Gräfin Ottonia schwankend zwischen Ironie und Zorn.

„O meine Töchter!" fiel die Fürstin ein, „nur keine religiöse und politische Discussionen! sie verbittern das Leben, versetzen in Aufregung und rauben dem Familienleben alle Gemüthlichkeit. Jetzt, in der letzten Stunde des Beisammenseins, seid Ihr im Begriff lebhaft zu disputiren."

„Verzeihung, liebe Mama," sagte Gräfin Ottonia und küßte die Hand der Fürstin: „aber wenn man fortwährend angegriffen wird, muß man sich vertheidigen."

„Das sage auch ich!" rief Gräfin Henriette.

Die Fürstin war ganz froh, als es im Schloß still wurde und sie mit ihrer jüngsten Tochter allein blieb. Gräfin Ottonia war seit anderthalb Jahren Wittwe

und hielt sich seitdem fern von geräuschvoller Geselligkeit, wie sie auf Goldenstein zu erwarten war.

Die große malerische Ruine, welche Lord Waldegrave nebst den umliegenden weitläuftigen Waldungen kaufte, als er fünf Jahre früher in Ems war, hatte eine gänzliche Umwandlung erfahren, war zugleich Schloß und Burg geworden. Ja einzelne, besonders malerische Theile waren im äußern Zustand der Ruine verblieben, aber inwendig hergerichtet und dem Ganzen eingefügt. Auf dem Plateau eines mäßigen Hügels liegend, ganz umgeben von Wald, der allmälig zu einer bedeutenderen Höhe hinauf stieg, tauchte Goldenstein mit seinen unregelmäßigen Thürmen, Zinnen, Erkern von rothem Sandstein aus dem grünen Walde auf, wie ein riesiges Korallenriff aus den grünen Wellen des Meeres, phantastisch, romantisch, großartig; — und dabei ausgestattet mit allem Comfort des Reichthums, ohne den guten Geschmack durch Ueberladung mit leerem Gepränge zu beeinträchtigen. Man mußte einen jener Einfälle haben, welche aus der Gewohnheit schrankenloser Verfügung über den Reichthum hervorgehen, um neben diesem Sommeraufenthalt an das Sink'sche Haus zu denken. Lady Waldegrave hatte ihn gehabt und aufgegeben.

„Man muß sich resigniren," sagte sie.

„Das ist ungeheuer schwer in Goldenstein," antwortete lächelnd ein junger Mann von angenehmen

Aeußern, der sich mit Lord Waldegrave in Dorothea's Morgenzimmer befand.

„Sie werden zugeben, daß in dieser Landschaft das Wasser fehlt."

„Das Wasser fehlt — ja! aber wir befinden uns hier in einer großartigen Waldlandschaft, die ihren Zauber einzig und allein vom Walde hernimmt. Das charakterisirt sie. Die gewöhnlichen Elemente einer schönen Landschaft wären hier störend."

„O beneidenswerthe Landschaft!" rief Dorothea scherzend, „deine Mängel werden dir zum Verdienst gerechnet."

„Nicht als Verdienst, aber als Anmuth," sagte Lord Waldegrave: „das geschieht auch manchen Menschen."

„Ich wünschte zu diesen Menschen zu gehören! und Sie, Prinz Guido?" entgegnete Dorothea heiter.

„Ich habe unter keinen Umständen Anspruch an Liebenswürdigkeit zu machen," antwortete er mit einem Ernst, der nicht auf ihre Frage paßte.

„Uebrigens fehlt nicht ganz das Wasser. Wie erfrischend rauscht der Springbrunnen," sagte sie abbrechend und trat in den Erker, der auf eine kleine Terrasse sah, von welcher man zum Seiteneingang der Capelle gelangte. Der Anblick der Capelle gab ihren Gedanken eine andere Richtung und sie fragte ihren Mann:

„Sagte ich Dir schon, Manfred, daß Doris mir schrieb, unsere Tante Ottonia sei katholisch geworden?

sie wolle es jedoch nicht laut werden lassen, um nicht die Großmama zu betrüben. So gehe die Sage. Gewißheit habe man nicht."

„Eine solche Sage ist schon für zahllose Persönlichkeiten in Umlauf gesetzt worden ohne den mindesten wirklichen Grund," entgegnete Lord Waldegrave.

„In Tagen religiöser Aufregung ist ein Religionswechsel bedenklich. Es mischt sich leicht eine gewisse Leidenschaftlichkeit dabei ein und Sympathien und Antipathien aus anderen Gebieten geben auch ihr Wort dazu," sagte Prinz Guido.

„Ich kann mir doch vorstellen," erwiederte Dorothea, „daß gerade die Aufregung der Zeit mit ihren Streitfragen zum ernsten Nachdenken auffordert, wo denn eigentlich das Richtige, das Wahre sei."

„Die absolute Wahrheit ist in Gott," sagte Prinz Guido, „ihre Bruchstücke kommen der Menschheit zu. Mehr als ein Bruchstück hat kein Sterblicher."

„Aber der Eine, der Unsterbliche, der Gottmensch, Christus, hatte sie in ihrer Fülle und brachte sie als Offenbarung der Menschheit," erwiederte Lord Waldegrave, der stets jeden Angriff auf das Christenthum zurückwies.

„Die Auslegung der Offenbarung ist aber durch so viele Köpfe und über so viele Lippen gegangen, daß wir schließlich doch wieder auf Bruchstücke beschränkt sind," sagte Prinz Guido.

„Der Katholik glaubt das nicht. Er betrachtet die katholische Lehre als ein fest zusammenhängendes logisches System, das in seinem ungeheuern Rahmen Zeit und Ewigkeit, Vergängliches und Bleibendes, Sinnliches und Uebersinnliches, Erde und Himmel, Mensch und Gott aufnimmt und jedem Theil das zuweist, was ihm gebührt. Nirgends Lücke, nirgends Widerspruch. Eine gegliederte, abgeschlossene Einheit: ein Ganzes."

„Ein ungeheurer Vorzug!" rief Dorothea; „aber die Millionen Menschen, die sich mit Bruchstücken begnügen müssen, finden doch auch ihren Weg."

„Und in größerer Freiheit," setzte Prinz Guido hinzu.

„Was denn freilich wieder ein ungeheurer Vortheil ist," sagte Lord Waldegrave.

Prinz Guido war auch in den Erker getreten, blickte umher und sagte:

„Diese Scenerie, die Fontaine, die Rosenbäume, das frische Grün zwischen den verschiedenen phantastischen Baulichkeiten, erinnert mich an einen Theil der Alhambra, den man Garten und Gemach der Lindaraja nennt."

„Abgerechnet die Sierra Nevada, die reiche Ebene, durch welche der Darro zwischen Oleander- und Granatgebüsch sich schlängelt; — abgerechnet die große Stadt, die aus der Ebene zu den Hügeln hinaufsteigt; — abgerechnet das, was Granada so unbeschreiblich anziehend

macht: die Poesie der Contraste und geschichtliche Erinnerungen," entgegnete lachend Lord Waldegrave.

„Du verlangst immer, daß die Poesie ein Epos sei, welches eine ganze Welt abspiegelt, Manfred!" rief Dorothea ungeduldig: „für mich liegt Poesie genug in der kleinen Romanze, welche rauschende Fontainen zwischen Rosen und Myrthen von Lindaraja singen. Wer war aber Lindaraja, Prinz Guido?"

„Ja, wer war sie? diese Frage ist noch nicht gelöst. Wahrscheinlich eine schöne unglückliche maurische Prinzessin, die einen gefangenen Christen liebt" . . . .

„Und die durch ihren Gemal umgebracht wird," fiel Dorothea ein.

„So machen die Einen Geschichte und so gelangen die Andern zur Berühmtheit — zu diesem wundersamen Echo der Zeiten, das von Tausenden verlangt, gesucht, erstrebt — und nicht errungen wird;" sagte Lord Waldegrave: „der Name eines unbekannten Wesens knüpft sich seit Jahrhunderten an eine der lieblichsten Stätten der Erde."

„Spanien möchte ich kennen," sagte Dorothea.

„Wenn es zur Ruhe gekommen sein wird, reisen wir hin," erwiederte ihr Mann.

„Ist dazu eine begründete Hoffnung?"

„Nicht die mindeste! Spanien wird bis auf's Blut und bis in's Mark zerfleischt vom Treiben und von den Spaltungen der Parteien. Während unsers ganzen

Jahrhunderts eine Revolution über die andere; dadurch Zersetzung der moralischen Kraft und Abschwächung der Charaktere in diesen andauernden Schwankungen, welche der geordneten Entwickelung der Verhältnisse, der Zustände, der Geister ebenso schädlich sind, wie andauernde Erdbeben der Cultur des Bodens. Woher soll da Ruhe über dies Volk, dies Land kommen? Die ganze Welt, nicht allein Spanien ist ruhelos, weil Friede und Gesetzmäßigkeit ihr fehlen. Willkür herrscht hier, Gewalt dort, Despotenlaune, sei sie von oben oder von unten, sei sie offenbar oder geheim, herrscht allüberall."

„Welche Uebertreibung! in constitutionellen Staaten hat man immer die Gesetzmäßigkeit im Auge," wendete Prinz Guido ein.

„Halten Sie die Gesetzfabriken, die an der Tagesordnung sind und die man Kammern nennt, für den Typus der Gesetzmäßigkeit? . . . ich nicht."

„O lieber Manfred," fiel Dorothea bittend ein, „hier in meinem Morgenzimmer will ich Friede haben und keine Politik."

„Damit hast Du dem Prinzen Guido den Mund geschlossen, liebe Dea, und die Folge davon ist, daß er die Sache mit mir auf einem Spazierritt ausfechten wird."

Dem Prinzen war es gar nicht um dies Gefecht zu thun und Lady Waldegraves Morgenzimmer war ihm

lieber als alle Spazierritte; aber er mußte dem Wink Folge leisten und Dorothea blieb allein.

Sie setzte sich an den großen, mit vielen Schubfächern versehenen Tisch, auf und in welchem ihre Malergeräthschaften lagen: Farbenkasten, Mappen mit verschiedenen Papiersorten, andere mit flüchtigen Skizzen, noch andere mit ausgeführten Aquarellen, Pinsel, Stifte — Alles im Ueberfluß. Sie kramte darin umher, fand aber nicht das was sie suchte oder suchte etwas, das nicht dort zu finden war. Nachdem sie alle Schubfächer aufgezogen und alle Mappen geöffnet hatte, wurde Alles geschlossen. Sie lehnte sich zurück, schlug die Arme unter, blickte sinnend um sich her und überließ sich ihren Gedanken. Fünf Jahre! welche unglaubliche, welche ungeahnte Veränderungen bewirken fünf Jahre! . . . . Vor fünf Jahren war hier eine riesenhafte Ruine, die mehr und mehr dem Verfall entgegen ging und in deren noch bewohnbaren Räumen die Forstleute und Jäger ihre Unterkunft hatten, denen die Obhut und Sorge für die Waldungen von der abwesenden Herrschaft anvertraut war. Außer ihnen hausten Uhu und Käuzlein in den verwitterten Thürmen, und Schlangen und Kröten in dem feuchten finstern Getrümmer. Und jetzt steht hier ein Schloß, das die hochgespanntesten Anforderungen verwöhnter Menschen befriedigt; denn Pracht und guter Geschmack, Schönheit und Eleganz, Romantik und Comfort sind zu einem Ganzen ver-

schmolzen. Vor fünf Jahren hatte ich ein Zimmer wie dieses, wo mein Flügel stand, mein Malertisch, mein kleiner Schreibtisch — und das ich wunderhübsch fand; ein Morgenzimmer für meine Arbeitsstunden wie dieses .... aber ganz anders, ganz einfach, wie es sich für eine kleine unbedeutende Comtesse schickt, pflegte die Großmama zu sagen; während jetzt mein Zimmer das eleganteste im Schloß ist. — Vor fünf Jahren hatte die kleine Comtesse die Wahl zwischen Lord Waldegrave und Prinz Guido; jetzt — hat sie gewählt und würde auch jetzt nicht anders wählen wie damals — aber es ist zum Erstaunen, wie sich Prinz Guido in diesen fünf Jahren zu seinem Vortheil verändert hat. Aus dem faden Elegant, der sich übermäßig gern mit seinem Anzug und zweimal übermäßig mit dem Anzug der Damen beschäftigte, ist ein ganz verständiger junger Mann geworden, mit dem man über Alles was nicht zum Anzug gehört, sehr gut reden kann. Man sollte nie ein Urtheil über einen Mann unter fünfundzwanzig Jahren, und über ein Mädchen unter zwanzig Jahren fällen. Beide sind in ihrer Entwickelung unberechenbar. Und ich selbst .... wie war denn ich vor fünf Jahren? Ob besser, ob schlimmer — ich weiß es nicht. Doch zwei Dinge weiß ich: die Freiheit einer unbedeutenden Comtesse hat auch ihre Meriten und Enttäuschungen habe ich erlebt. Ideale Gestalten gleiten ganz allmälig von ihrem hohen Sockel herab und wer-

den wie andere Menschen. Das thut weh. Wo soll man bleiben mit dem Verlangen des Herzens, das beständig nach dem Hohen sich sehnt? . . . oder womit soll man diese Sehnsucht verarbeiten um zu verhüten, daß man nicht in Schwermuth verfalle? . . . Es klingt so albern, denn ich bin ja glücklich — aber Schwermuth kriecht mir zuweilen über das Herz. Es ist etwas sehr Unvollkommenes — das Glück. — —

Vielleicht hatte die schöne Lindaraja vor Jahrhunderten in der Alhambra dieselben Betrachtungen über das Glück angestellt, mit denen sich Lady Waldegrave beschäftigte. Gewiß aber werden Tausende und Tausende es thun und schwermüthig werden, wenn sie ihr Glück da suchen, wo es nicht zu finden ist: in der Befriedigung der unersättlichen Ansprüche des Herzens durch die Dinge dieser Welt. Das Glück ist in Gott und in uns.

Tod einer frommen Frau.

Der Reitknecht, der in das Sink'sche Haus eine so verstörende Botschaft brachte, gab im grauen Hause nur einige Zeilen ab, durch welche Lord Waldegrave Herrn von Turn ersuchte, so bald wie möglich nach Goldenstein zu kommen, da am dritten Tage eine Jagd abgehalten werden solle, von der man Glänzendes erwarten dürfe. Herr von Turn schrieb zurück, er werde morgen kommen.

Er hatte sich vorgenommen ruhig abzuwarten, welchen Verlauf die Begegnung nehmen werde, nicht einer Laune des Wohlwollens von Seiten Lord Waldegrave's Folge zu leisten, um sich nicht bald darauf einer Laune des Mißtrauens auszusetzen. Doch welcher Jägersmann schlägt eine Einladung zur Hirschjad aus — besonders wenn sie in so freundschaftlichen Ausdrücken ausgesprochen wird. Hingegen wurde sein Vorsatz noch fester vorsichtig zu ergründen, wie es mit dem Seelenzustand von Lady Waldegrave beschaffen sei, um dann wo möglich einen guten Einfluß nicht unmittelbar auf sie,

sondern auf ihren Mann zu gewinnen, um seine Vorurtheile und verkehrten Ansichten zu berichtigen; denn hierin glaubte er das größte Hinderniß für Lady Waldegrave's religiöse Richtung zu finden. Dazwischen sprach eine Stimme in ihm: Was bist du für ein Thor! was geht dich diese Frau an! Nie hast du versucht Proselyten zu machen, weil du stets so vernünftig gewesen bist deinen Mangel an Kenntnissen und deine Unvollkommenheit vor Augen zu haben; — und jetzt bist du von einem wahren Fanatismus besessen, der höchst wahrscheinlich erfolglos in der gewünschten Richtung bleibt, für dich aber zwei Gefahren hat. Die erste, daß du dich heftig verliebst; die zweite, daß du dich mit Lord Waldegrave heftig erzürnst. — Nein! gab er sich selbst zur Antwort, so wird es nicht sein. Die Gefahr ist vorüber. Kommt man zum zweiten Mal in eine gefährliche Lage, so ist man gewarnt und nimmt sich in Obhut. Ich verberge mir nicht, daß nie ein menschliches Wesen mir eine solche Theilnahme eingeflößt hat wie diese Frau .... aber zwischen diesem Gefühl und der Verliebtheit liegt ein Abgrund, den ich — mit Gottes Hilfe — nicht überspringen werde. Und gar eine große Leidenschaft .... nein! daran ist gar nicht zu denken. Wäre es aber doch! sagte leise die Stimme. Wohlan! so muß sie überwunden werden! sprach er halblaut mit aller Entschlossenheit. — —

Seine Thüre öffnete sich und die Haushälterin ließ

Herrn Sink eintreten. Ein erbarmenswürdiger Anblick! Dicke Schweißtropfen auf der Stirn, die Augen aus ihren Hölen quellend, die Lippen convulsivisch bebend, verzerrende Angst in allen Zügen — so stand der reiche Mann da, als Turn aufsprang, ihm einen Stuhl hinschob und höchst erstaunt fragte:

„Ist Ihnen ein Unglück widerfahren?"

„Das allergrößte . . . . ich bin ein ruinirter Mann!" ächzte Herr Sink und fiel auf den Sitz steif und starr.

„Es wird nicht so schlimm sein," antwortete Herr von Turn kalt: „Speculanten wie Sie, haben immer ein Hinterpförtchen offen."

„Nichts da! ein ruinirter Mann bin ich. Sie sind meine letzte Hoffnung."

„Das beklage ich, denn ich bin nicht im Stande Ihnen zu helfen."

„Doch! doch! Sie sind reich . . . . haben sich auf Ihren Reisen ein großes Vermögen erworben . . . . wollen aber nicht, daß man es erfahre."

„Sie träumen, Herr Sink. Mein Vermögen ist das graue Haus und einige tausend Morgen Wald — genau das, was ich von meiner Mutter erbte. Das wissen Sie ja."

„Ich weiß! ich weiß! Sie wollen nicht, daß es unter die Leute komme, allein Ihre Freundschaft von gestern hat es mir verrathen."

„Meine Freundschaft von gestern? Herr Sink, Sie reden irr."

„Das wundert mich nicht! . . . Genug, Herr von Turn, da Sie ein Freund von den ungeheuer reichen Herrschaften sind, die gestern hier waren, so sind Sie höchst wahrscheinlich eben so reich — denn reiche Leute halten zusammen — oder Sie können mir doch ganz leicht ein Darlehen von hunderttausend Gulden verschaffen."

„Nicht von hundert Hellern, Herr Sink."

„Aber ich bin ja ein ruinirter Mann, wenn ich nicht ein solches Darlehen finde."

„Es thut mir leid, daß ich nicht helfen kann."

„Wenn nicht Sie selbst, dann durch Ihre Freunde."

„Ich werde offen sprechen, Herr Sink. Ich könnte nur in dem Fall ein Darlehen vermitteln, wo ich die Ueberzeugung habe, daß es mit der Zeit zurückgezahlt wird" . . . . —

„Ich gebe Ihnen schriftlich jede beliebige Versicherung."

„Und daß es angewendet wird, um gerechte Ansprüche der Gläubiger zu befriedigen."

„Soll Alles geschehen, Herr von Turn, Alles! . . . Gläubiger befriedigen, Zinsen zahlen, Darlehen erstatten . . . . ich bescheinige Alles, schriftlich . . . . Nur muß ich zuvor das Geld in Händen haben" . . . . —

„Um damit in die weite Welt zu gehen; — nicht wahr, Herr Sink?"

„Zum Teufel was geht das Sie an!"

„Was Sie thun wollen geht mich gar nichts an und ist mir durchaus gleichgültig. Sie werden aber begreifen, daß ich Ihre Absichten nicht unterstützen werde."

„Sie werden sich aber doch der armen Mariane annehmen, wenn ich nicht mehr bin," sagte Herr Sink in einem andern Ton.

„Nein, Herr Sink, das werde ich nicht thun — abgesehen davon, daß ich es nicht kann. Es ist nicht meine Art mich um fremde junge Mädchen zu bekümmern, eben so wenig wie es Ihre Art ist die Drohung auszuführen, die in Ihren Worten liegt. Sie werden vielleicht binnen Kurzem nicht mehr hier sein — statt dessen aber auf dem Wege nach Californien, Australien — was weiß ich wohin! In keiner Weise werde ich mich weder Ihrer Frau noch Ihrer Tochter annehmen."

„Zum Henker diese Weibsbilder!" schrie Herr Sink in maßloser Wuth.

Herr von Turn öffnete gelassen die Thür zum Vorplatz und ging in seine Bibliothek, während Sink hinausstürmte, jedoch nicht zur Treppe, sondern zur Küche ging, durch deren Glasthür er die Haushälterin erblickte. Er trat mit den Worten in die Küche:

„Frau Agathe, Sie können mir gewiß hundert Gulden leihen .... Sie sind ja so wohlthätig! Sind es zweihundert, so ist es mir noch lieber."

„Ach nein, Herr Sink, das kann ich nicht," erwiederte die bestürzte Frau.

„Oder auch nur fünfzig Gulden .... sogar vierzig — zwanzig würde ich nehmen."

„Nein, Herr Sink! meine Ersparnisse sind in der Sparkasse und für meine geringen laufenden Ausgaben habe ich nur das Nothwendigste."

Sink stieß einen grimmigen Fluch aus, kehrte sich auf dem Absatz um, schlug die Küchenthür hinter sich zu, daß die Scheiben klirrten und stürmte hinweg. Die stille Frau Agathe, gar nicht an solche Wuthausbrüche gewöhnt, schüttelte bedenklich den Kopf, band ihre Schürze fester, als wolle sie sich gürten zur Vertheidigung ihrer Habe und sprach bei sich selbst: Widerwärtiger Mann! fährt in ein fremdes Haus wie der Blitz, poltert darin umher wie der Donner, schickt sich das! vielleicht ist er wirr im Kopf. Es munkelt seit Kurzem unter den Leuten es stehe schlecht mit ihm. — —

Während sie sich in ihre Betrachtungen vertiefte, ohne ihr Geschäft am Herde zu vernachlässigen, erschien plötzlich Marianens bleiches Gesicht vor der Glasthür, öffnete sie leise und fragte mit beklommener Stimme, ob Herr von Turn zu sprechen sei. Frau Agathe betrachtete höchst betroffen die verstörte Erscheinung und

ließ schweigend Mariane in das große Zimmer eintreten, während sie bis an die offene Thür der Bibliothek ging und sagte:

„Fräulein Sink wünscht Euer Gnaden zu sprechen.“

Herr von Turn erhob sich von seinem Schreibtisch indem er kurz fragte:

„Was steht zu Diensten?“

Als er aber Mariane mit rothen geschwollenen Augen, leichenblaß, verlegen, unbeholfen in der Haltung, verwildert im Ausdruck vor sich sah, setzte er wohlwollend hinzu:

„Sind Sie krank, Fräulein Mariane?“

„Ich nicht .... die Mutter ist schwer erkrankt. Sie hatte in der Nacht einen Schlaganfall. Als ich heute früh aufstand fand ich sie ohne Besinnung und wie leblos. Der Arzt kam und sagte es stehe schlimm um sie. Er sei zu spät gerufen .... aber, ach Gott! .... das ist doch nicht meine Schuld! .... ich schlief.“

Sie verfiel in krampfhaftes Weinen.

„Fassen Sie sich, Fräulein Mariane, und sagen Sie mir was Sie wünschen,“ versetzte Turn beruhigend.

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen und sagte mit heiserer Stimme:

„Die Mutter läßt Sie bitten ihr hundert Gulden zu leihen.“

„Die Mutter? . . . ist denn die Mutter wieder zur Besinnung gekommen?"

„O nein! o nein!" rief Mariane ganz außer sich, „sie wird sterben! . . . . der Vater möchte das Geld haben . . . . er hat mich hergeschickt."

„Gehen Sie nur heim," erwiederte Turn ruhig: „Ihr Vater weiß schon, daß er von mir nichts zu erwarten hat. Deshalb haben Sie eine Unwahrheit sagen müssen."

„Ich hätte es von selbst nimmermehr gethan!" betheuerte sie schluchzend.

„Das glaube ich gern. Aber gehen Sie heim und wenn der Pfarrer noch nicht bei ihrer armen Mutter war, so rufen Sie ihn; — das wird das Nöthigste sein."

„Wollen Sie uns nicht mit dem Gelde helfen? — wir würden so dankbar sein," wimmerte sie.

„Auf Dank kömmt es mir nicht an. Hat man, wie ich, geringe Mittel, so muß man da zu helfen suchen, wo die Hilfe etwas nützen kann."

„Aber warum kann die Hilfe uns nichts nützen?"

Er durfte ihr nicht antworten, daß ihr Vater mit dem Gelde spitzbübisch handeln würde. Er sagte ausweichend:

„Ich habe Ihrem Vater meine Gründe mitgetheilt. Gehen Sie heim und lassen Sie den Pfarrer holen."

Trostlos ging sie fort. Turn trat vor seinen großen

Schreibschrank, schloß die Doppelthür auf und nahm ein Kästchen heraus, dessen Deckel durch den Druck auf eine verborgene Feder aufsprang. Dies war seine Schatzkammer. Er fand die bescheidene Baarschaft von einigen hundert Gulden. Er verschloß wieder das Kästchen und den Schrank, rief die Haushälterin und sagte:

„Liebe Agathe, die Frau Sink liegt im Sterben, der Mann ist unzurechnungsfähig, die Tochter scheint mir über die Maßen ungeschickt und unbeholfen zu sein. Geschwind holen Sie eine Schwester zur Hilfe und im Vorübergehen sagen Sie dem Pfarrer, daß er sich eiligst zur Kranken begebe."

„Sogleich gehe ich," erwiederte geschäftig Agathe, „ich will nur erst den Tisch decken und dann die Suppe auftragen" .... —

„Nein! zuerst holen Sie die Schwester und den Pfarrer. Es ist gerade Mittag: da finden Sie beide gewiß zu Hause. Es handelt sich vielleicht um die Rettung einer Seele."

„Euer Gnaden haben ganz Recht," versetzte Agathe und faltete gerührt ihre Hände: „und da Euer Gnaden so fromm sind könnten Sie wohl ein Vater Unser beten, damit der Pfarrer und die gute Schwester nebst der Agathe nicht zum Sink'schen Hause hinausgeworfen werden."

„Das Beten besorgen Sie nur selbst, Agathe .... und eilen Sie!" sagte Turn lachend.

Nach einer halben Stunde kam sie zurück, erhitzt, aufgeregt und klagte:

„Ach, was ist das für ein Zustand!“

„Hat man Sie abgewiesen?“

„Das nicht! Herr Sink war nicht da und die Magd ließ uns eintreten, wußte aber gar nicht Red' und Antwort zu stehen und ging in den Kuhstall. Wir fanden uns nach dem Sterbezimmer hin. Da sah es so öde, so verlassen aus . . . . kein Crucifix, keine Sterbekerze! Frau Sink liegt da wie eine Leiche so steif, aber mit offenen starren Augen und verzerrtem Munde — ein schrecklicher Anblick. Neben dem Bett sitzt die Tochter, fast ebenso unbeweglich und mit ganz glasigen Augen. Daß der Pfarrer zur Mutter kam und daß die gute Schwester Armgard bei ihr bleiben wollte, schien ihr sehr gleichgültig zu sein. Sie ist wie verdummt und weiß nicht aus noch ein.“

„Was sagte der Herr Pfarrer?“

„Er trug der Schwester Armgard auf ihn rufen zu lassen, wenn Frau Sink zum Bewußtsein kommen sollte — was er aber bezweifelt — und dann ging er fort mit schwerem Herzen, weil er am besten weiß was der armen Seele Noth thut. Aber welch ein Unhold von Ehemann, Euer Gnaden, der nicht zu Hause ist, wenn die Frau stirbt. Doch von einem Wucherer und Geizhals läßt sich nichts Anderes erwarten. Gewiß haben Euer Gnaden großen Hunger. Das

Essen ist warm gehalten, wird jedoch nicht besonders schmecken."

Der Nachmittag verging ohne Kunde aus dem Nachbarhause. Gegen Abend setzte sich Turn nach seiner alten Gewohnheit in seinen kleinen Nachen und fuhr ein paar Stunden auf dem schönen stillen Strom. Er war ein kundiger Schiffer; bald ruderte er kräftig, bald hielt er mit leichtem Ruderschlag den Nachen auf einer Stelle fest, die ihm gefiel. Der Rhein führte seine Gedanken an den Nil, der ihn auch in stillen Sternennächten so friedlich auf seinen Fluten geschaukelt und ihm die glücklichsten Stunden seines Lebens bereitet hatte. Denn das waren sie, sprach er in Gedanken vor sich hin und ließ die Ruder ruhen: sie waren es, weil mein höchstes Interesse sich nicht um mich, sondern um ein anderes Leben bewegte .... und das ist vielleicht die Weise, in welcher der Mensch überhaupt seine glücklichsten Stunden hat. Und dennoch — als die Selbstsucht erwachte, als die Phantasie sie aufstachelte, als unklare Gefühle sie nährten, als Unruhe das innere Gleichgewicht verstörte — so wie Aequinoctialstürme die Richtung der Magnetnadel verstören: da bereitete ich selbst mir unselige Stunden, die mir zur heilsamen Warnung dienen sollen auf der Hut zu sein. Wie seltsam sticht dieses prosaische Wiedersehen auf dem flachsten Boden der Alltäglichkeit gegen die Trennung ab, die auf der Grenze zwischen zwei Welt-

theilen statt fand, und wo der eine Theil den Pilgerstab nach Palästina fortsetzte, der andere nach Ostindien zog .... um hier, in der Kürbißlaube eines alten Wucherers auf einander zu stoßen und alles Finstere aufzuklären. O ihr stillen Sterne da oben, was habt ihr schon gesehen von menschlicher Thorheit und Verkehrtheit bei eurem wechsellosen Wandel durch die Jahrtausende! .... Verkehrtheit — das ist die Erbschaft, welche eine Generation von der andern empfängt: das weiß ich, das sehe ich, das fühle ich ... und ich bleibe der Verkehrtesten Einer! — Die Bilder seiner Kindheit, seiner Jugend, seiner späteren Jahre zogen an seiner Seele vorüber, tausendfaltig in Farben, in Formen, in Gestalten. Nichts hat mich gefesselt! nichts hat mich befriedigt! .... und ich bin der Verkehrtesten Einer! — Mit diesem Abschluß seiner Gedankenzüge sprang er an das Ufer, befestigte den Nachen und kehrte heim.

Er wollte schreiben. Die Idee von Lady Waldegrave, daß er ein Reisewerk verfasse, welches aus Bildern mit erläuterndem Text bestehe, wodurch nur das wahrhaft Interessante und Merkwürdige festgehalten, alles Nebensächliche ausgeschlossen wäre, gefiel ihm. Freilich könnte das recht trocken, recht geistlos werden; alles Leben müßte in den Skizzen liegen; .... da schellte man an der geschlossenen Hofpforte. Die beiden Dienerinnen hatten sich zur Ruhe begeben. Er nahm seine

Lampe und ging hinab. Er dachte, man begehre im Nachbarhause irgend eine Hilfe. Er öffnete. Mariane stürzte herein, ganz verwildert, mit einem Zettel in der Hand.

„Die Mutter ist todt . . . der Vater ist verschwunden!“ stieß sie mit erstickter Stimme hervor und reichte ihm das Blatt Papier. Da stand geschrieben:

„Ich gehe nach Australien. Herr von Turn hat mir versprochen für Mariane zu sorgen, bis ich als vermögender Mann wiederkomme. Jacob Sink.“

„Nichtswürdige Lüge!“ rief er empört und ging in's Haus zurück. Mariane folgte ihm maschinenmäßig. Am Fuß der Treppe blieb er stehen und sagte:

„Ihr unglückseliger Vater häuft eine Missethat auf die andere. Das Gegentheil von dem, was er geschrieben hat, ist wahr: Ich werde Agathe rufen und Sie werden mit ihr zu Hause gehen.“

„Zu der Leiche? nimmermehr!“ rief Mariane außer sich.

„Ist nicht Schwester Armgard da?“

„Ja . . . . bei der Leiche.“

„Nun gut! Frau Agathe wird diese Nacht bei Ihnen bleiben, wenn Sie den Platz scheuen, den ein gutes Kind nicht zu fürchten pflegt: den Platz am Todtenbett der Mutter.“

Die Haushälterin, durch die Hofglocke geweckt, kam jetzt mit einer Laterne, angekleidet die Treppe herab.

Turn gab ihr die nöthige Weisung und ging hinauf. Sie nahm Mariane unter den Arm und sagte:

„Ich bleibe bei Ihnen! wir wollen für die arme Seele beten; dann vergeht alle Furcht."

„Aber er verstößt mich," stöhnte Mariane.

„Wenn Ihr Vater sie verstößt, so können Sie gewiß sein, daß unser himmlischer Vater Sie nicht verläßt. Kommen Sie nur."

Sie zog Mariane mit sich fort.

„Wo ist das Papier!" rief diese plötzlich und blieb stehen.

„Herr von Turn hatte ein Blatt Papier in der Hand als wir fortgingen. Meinen sie das?"

„Gewiß, das meine ich und ich muß es wieder haben."

„Dann werden Sie es morgen erhalten. Heute Nacht brauchen Sie es ja doch nicht."

Endlich gelang es ihr Mariane in das väterliche Haus zurückzubringen. Schwester Armgard und die Magd beschäftigten sich mit der Leiche. Die Magd war im Lauf des Tages im Städtchen gewesen und hatte dort gehört, die Gläubiger des Herrn Sink würden Beschlag auf das Haus legen lassen, denn man habe schon seit längerer Zeit gewußt, daß es schlimm mit ihm stehe und daß er sich davon machen müsse, wenn er nicht eingesperrt werden wolle. Sie theilte dies flüsternd der Haushälterin mit und setzte hinzu:

„Er ist nun fort — sie liegt da im Todtenhemd: wie komme ich zu meinem rückständigen Lohn? Sie hing ja so sehr am Gelde, daß ich manchen Monat warten und immer bitten, mahnen und drängen mußte, um zu meinem bischen Lohn zu kommen. Vierzehn Gulden habe ich an Rückstand zu fordern und im October meinen Jahreslohn. Das muß ich bei Heller und Pfennig haben! ... oder ich klage."

Mariane blieb nicht bei der Leiche und legte sich auch nicht zur Ruhe. Sie setzte sich in der Küche in eine Ecke und starrte vor sich hin. Zuweilen stöhnte sie und rang verzweifelnd die Hände, um dann wieder in Stumpfsinn zu versinken. —

„Sie ist wirr im Kopf," sagte die Magd: „still und mürrisch war sie immer."

„Gott erbarme sich ihrer," seufzte Frau Agathe und Schwester Armgard meinte, in einer andern Umgebung werde sie vielleicht auch anders werden.

Nach der heiligen Messe ging Turn zum Pfarrer, bat ihn das Begräbniß zu besorgen, dessen Kosten er tragen wolle und besprach sich mit ihm über Marianens nächste Zukunft. Dann händigte er ihm eine kleine Geldsumme ein, ging zur Eisenbahn und fuhr bis zur Station, welche die nächste von Goldenstein und zugleich von seinem kleinen Gut war, welches Eich hieß. Die Station lag am Rande des Waldes. Eine halbstündige Fahrt führte nach Goldenstein; aber Turn ging zu

Fuß. Auf halbem Wege bog er ab und betrat einen Seitenweg, der ihn in einer Viertelstunde nach Eich führte. Das Dörfchen war sehr klein und wurde nur von Holzschlägern und Tagelöhnern bewohnt. Turn's Förster und Rentmeister hausten friedlich unter demselben Dach. Nur der Rentmeister war verehelicht und hatte einen Sohn, der bei dem Förster in der Lehre war. Ein herrschaftliches Haus gab es nicht. Turn hatte sich zwei Zimmer eingerichtet, die der Förster nicht benutzte. Die Rentmeisterin sorgte für seinen Unterhalt. Er war viel lieber in Eich als in seinem grauen Hause. Der Wald, die Jagd waren seine Freude und jetzt, da der freundschaftliche Verkehr mit Goldenstein hergestellt war, zog er mit verdoppeltem Wohlgefallen in sein kleines Waldreich ein, herzlich begrüßt von seinen Untergebenen, die sich schon sehr gewundert hatten, weshalb ihr Herr im hohen Sommer Eich verlassen habe. Der Besuch von Lord Waldegrave wurde ihm sogleich mitgetheilt, denn Goldenstein und Alles was dort vorging war von großer Wichtigkeit für diese vom Treiben der Welt abgeschnittenen Menschen.

Während Turn aus Gewohnheit, nicht aus mörderischen Absichten, das Gewehr über die Achsel warf und mit frohem Muth seinen Wald durchstreifte, ging der Pfarrer in das Sink'sche Haus, ordnete das Nothwendige an und ließ sich dann in ein Gespräch mit Mariane ein. Er fragte, ob sie zu Verwandten gehen

wolle. Sie antwortete, daß sie von Verwandten nichts wisse. Ob sie geneigt sei irgend etwas zu lernen, wodurch sie sich später in der Welt ein Fortkommen verschaffen könne. Sie antwortete zum Lernen habe sie keine Lust; sie könne sich vielleicht mit Nähen ihr Brod verdienen; allein Herr von Turn werde gewiß für sie sorgen: er habe es ihrem Vater versprochen; — das stehe geschrieben.

„Ja, von Ihrem Vater, auf dessen Worte Sie sich nicht verlassen dürfen. Herr von Turn ist nicht in der Lage die Sorge für irgend Jemand zu übernehmen."

„Nun so werde ich selbst für mich sorgen. Ich vermiethe dies Haus bis auf ein Zimmer, das ich bewohnen will. Die Mutter hatte einen kleinen Sparpfennig erübrigt — das weiß ich. Ich werde für Geld nähen und genug verdienen, um zu leben. Aber dies Haus verlasse ich nicht."

„Armes Kind! man wird Ihnen dies Haus nicht lassen. Jeden Augenblick können Gerichtspersonen kommen und Alles für die Gläubiger in Beschlag nehmen. Besaß Ihre arme Mutter eigenes Geld, so nehmen Sie es an sich . . . . sonst geht es mit allem Uebrigen verloren."

„Wie . . . das Haus, der Garten, die Laube . . . Alles geht verloren!" rief Mariane zitternd vom Scheitel bis zur Sohle.

„Nehmen Sie den Sparpfennig Ihrer Mutter an sich!“ drängte der Pfarrer.

Sie ging in das Nebenzimmer, zog einen Schlüssel aus der Tasche, zeigte auf einen Kleiderschrank und sagte:

„Unten rechter Hand in der Ecke steht ein kleiner Kasten, dessen Schlüssel ich unterdessen suchen will.“

„Es steckt ja schon ein Schlüssel in der Thür .... freilich nicht der richtige, denn das Schloß ist verdorben und die Thür nur angelehnt,“ sagte der Pfarrer, der Marianens Weisung gefolgt war.

„Wie kann das zugehen?“ fragte sie verwundert.

„Ich finde kein Kästchen, Mariane.“

„Doch! doch! es muß sich finden!“ sagte sie hastig, ging auch zum Schrank, suchte — und fand nichts. „Wie kann das zugehen? ... wo ist es geblieben? ... wer hat es genommen?“ rief sie während sie suchte mit steigender Angst.

„Wer betrat dies Zimmer, Mariane?“ fragte der Pfarrer mitleidig.

„Niemand als die Eltern und ich .... es stehen ja nur Schränke für Kleidungsstücke, für die Hauswäsche und allerhand Sachen darin. Niemand betrat es.“

Der Pfarrer zog den Schlüssel aus dem verdorbenen Schloß, ging zu einem andern Schrank, öffnete ihn

leicht mit dem Schlüssel und fand ihn leer. Mariane sagte:

„Das ist der Schrank des Vaters.“

„Die Sache wird sich so verhalten,“ sagte der Pfarrer schonend, „daß Ihr Vater, der zu seiner Reise Geld nöthig hat, das Kästchen Ihrer Mutter mitnahm.“

„Ja, so wird es sein,“ erwiederte sie tonlos. „Ich habe jetzt keinen Kreuzer. Einen halben Gulden hatte ich . . . ich gab ihn der Mutter, als diese Ihnen vor einiger Zeit nichts für die Kirche geben wollte, Herr Pfarrer . . . . das war mir leid für Sie . . . und für die Mutter. Nimmt man mir das Haus, wie Sie sagen, so bin ich ganz . . . . ganz arm, und wenn Herr von Turn nicht für mich sorgen will, ganz verlassen.“

„Das sind Sie nicht, Mariane,“ erwiederte der Pfarrer liebreich: „es gibt immer wohlthätige Menschen, barmherzige Seelen, die ihre guten Werke vor den Leuten verheimlichen wollen und deshalb ihre Almosen mir anvertrauen. Gerade jetzt habe ich genug, um Sie auf einige Monate bei unsern guten Schwestern unterzubringen.“

„Bei den Schwestern? . . . ich danke, Herr Pfarrer,“ entgegnete sie trocken.

„Es bleibt Ihnen keine Wahl, Mariane.“

„Ich gehe nicht zu den Schwestern . . . nicht in’s Kloster . . . um keinen Preis!“

„Was Kloster! im Häuschen der Schwestern sollen Sie wohnen, und Sie können so frei darin ein- und ausgehen wie unsere kleinen Schulmädchen."

„Nein, ich gehe nun einmal nicht zu den Schwestern, Herr Pfarrer, denn sie sind mir zuwider."

„Wollen Sie lieber auf der Straße liegen bleiben oder in ein Armenhaus transportirt werden?"

„Ja, Herr Pfarrer."

„Aber warum wollen Sie nicht zu den Schwestern?"

„Ich sagte es ja: sie sind mir zuwider."

„Dafür müssen Sie doch einen Grund angeben können."

„Die Mutter mochte die Schwestern nicht leiden. Sie sagte, man könne auf eigene Hand viel mehr gute Werke thun — und es sei gar nicht schön mit der Frömmigkeit und Barmherzigkeit zu prahlen."

„Prahlerei der Schwestern der Armen . . . . das ist mir etwas ganz Neues!"

„Ja! das gemeinschaftliche Leben und die Ordensregel und ich weiß nicht was! das sei etwas Besonderes, und alles Besondere sei Prahlerei."

„Es ist freilich eine besondere Art dem lieben Gott zu dienen. Indessen wollen wir ihn bitten, Mariane, daß wir unsere paar guten Werke mit nicht mehr Prahlerei verrichten, als unsere Schwestern der Armen es thun. Und jetzt machen Sie sich fertig; ich bringe Sie zu Schwester Mechtilde. Es fällt hier im Hause

jetzt Trauriges vor. Schwester Armgard wird ohne alle Prahlerei die Leiche Ihrer armen Mutter einsargen. Dann kommen Leute vom Gericht, wie ich Ihnen schon sagte. Wollen Sie das Alles erleben?"

„Nein, o nein! . . . aber erbarmen Sie sich, Herr Pfarrer, und nehmen Sie mich in Ihrem Hause auf! Sie können mich freilich zu den Schwestern bringen, aber so wie Sie fort sind laufe ich davon."

„Wohin?" fragte er streng.

„Zu Ihnen!" rief sie und warf sich ihm zu Füßen, trostlos weinend.

„Wohlan! kommen Sie mit mir," sagte er sanft.

Munteres Leben.

„Nein! ich kann nicht zugeben, daß Deutschlands geistige Bildung erst dann begonnen habe, als es vor dreihundert fünfzig Jahren die Fesseln der römischen Knechtschaft — wie Du es meinst — zerriß. Diese Behauptung wird freilich seit dreihundert fünfzig Jahren so beharrlich, so trotzig, so laut in allen Tönen der Scala wiederholt; wer einer Feder mächtig ist, schreibt es; wer der Rede mächtig ist, verkündet es von Kanzel und Katheder; wer dieser Gaben nicht mächtig ist, spricht das Gehörte devot nach und prägt es dem Kind und Kindeskind ein. So kommt es, daß Ihr in Eurem Norddeutschland vielleicht bona fide jene Behauptung aufstellt. Tritt man Euch aber mit der einfachen Wahrheit der Geschichte entgegen, so müßt Ihr Euren Irrthum — wenn nicht bekennen, so doch einsehen; — Du sowohl, liebe Tante, als Prinz Guido."

„Liebe Dea," versetzte Gräfin Henriette herablassend, „es ist denn doch weltbekannt, daß die Wissenschaften ihren Aufschwung erst in diesen letzten Jahrhunderten nahmen."

„Das gebe ich zu, weil es ganz in der Ordnung ist, indem die früheren Jahrhunderte den Grund dazu legten. Aber Tante, Wissenschaft und geistige Bildung ist zweierlei. Ein Mann der Wissenschaft ist noch keineswegs ein gebildeter Geist; — ja, er kann sogar ein sehr roher Geist sein, der sich ganz einseitig in die Forschungen und Speculationen seines Faches vertieft. Möge aber auch Gelehrsamkeit und Geistesbildung in demselben Individuum vereinigt sein, so bleibt es dennoch wahr, daß die allgemeine Bildung am Ausgang des Mittelalters eine ganz andere Höhe hatte, als so Viele es sich träumen lassen.“

„Zu diesen Träumern gehören wir wahrscheinlich auch, Prinz Guido,“ sagte Gräfin Henriette.

„Das kann wohl sein, Tante! Deshalb möchte ich Dich bitten ein kleines Buch zu lesen, das Charitas Pirkheimer heißt.“

„Ich lege keinen Werth auf historische Romane, beste Dorothea.“

„Das begreife ich, Tante. Das Gemisch von Dichtung und Wahrheit ist immer unbehaglich, möge auch Göthe es geschrieben haben. Dies ist jedoch kein Roman, sondern ihre Lebensgeschichte nach historischen Documenten.“

„Und wer war diese Charitas Pirkheimer?“

„Sie war Abtissin des St. Clarenklosters in ihrer Vaterstadt Nürnberg.“

„Und eine Nonne gibt Dir den Maßstab der Bildung für ihre Zeit? — dann muß er sehr kurz sein.“

„Lies das Büchlein, Tante, und Du wirst anders urtheilen. Sie stammte aus einer Nürnberger Patrizierfamilie. Diese alten freien Reichsstädte hatten in ihren Patriziern Männer, welche gewohnt waren mit Kaiser und Königen in politischen Angelegenheiten zu verhandeln, auf den Reichstagen ihren Sitz einzunehmen, bei Gesandtschaften gebraucht zu werden. Diese Männer begnügten sich nicht mit Studien in der Heimat; sie wollten nicht nur wissen, sie wollten auch kennen: sie machten ihre Studien an den großen Universitäten von Bologna, von Padua; sie machten Reisen in's Ausland, traten mit fremden Gelehrten in Verbindung, redeten und schrieben die alten Sprachen, beschäftigten sich mit der classischen Literatur, regierten ihre Vaterstadt und besorgten die, häufig so großartigen Geschäfte ihres Hauses. Und diese Männer, Tante, mit dem weiten Horizont und dem durchgebildeten Geist, hatten Töchter die sie mit Freuden dem Kloster anvertrauten, sei es als Kind, um dort erzogen zu werden, sei es als Jungfrauen, um dort zu bleiben. So war es auch mit Charitas Pirkheimer. Von ihrem fünfzehnten bis zu ihrem siebenzigsten Jahr lebte sie im St. Clarenkloster, dreißig Jahre als dessen Abtissin, so gelehrt, daß sie lateinische Briefe mit fremden Gelehrten wechselte und diese ihr lateinische Werke widmeten; so gott-

selig, daß ihre siebenzig Klosterjungfrauen nicht blos zur reinsten, aufrichtigsten Frömmigkeit — nicht blos zum Verständniß für geistige Leistungen — sondern auch zu einer Charakterstärke heranbildete, die in bewunderungswürdiger Weise sich offenbarte, als die Tage der Trübsal über das St. Clarenkloster kamen und das Wort Gottes, wie man es nannte, in Nürnberg gepredigt wurde. Ueberdas stand diese große Ordensfrau im lieblichsten schwesterlichen Verhältniß zu ihrem Bruder, dem in der Gelehrtenwelt bekannten Willibald Pirkheimer, der für sie ein Werk des Plutarch aus dem Griechischen — nicht etwa in's Deutsche, sondern in's Lateinische übersetzte; — ausdrücklich, damit sie es auch ihren Nonnen zugänglich mache."

„Welche unbegreifliche Lobrede, Dea!" sagte Gräfin Henriette kühl: „von diesem einen Kloster schließest Du auf die Bildung der Zeit."

„Ja, Tante! denn es spiegelt ihre Blüte ab: kräftiges, selbstständiges Leben, in der Welt, im Kloster, in den bürgerlichen Verhältnissen, in der geistigen Thätigkeit. Denn dort, wo ein solches Kloster besteht, da bestehen auch die Elemente, aus denen es hervorgeht und mit denen es in Zusammenhang bleibt. Es setzt eine ganze Kette vielseitiger Entwickelung voraus."

„Wie viel entartete Klöster mögen auf dies eine, regelrechte, gekommen sein?" fragte Gräfin Henriette, weil sie Dorothea's Behauptung nicht zu widerlegen wußte.

„Darüber fehlen mir beglaubigte geschichtliche Documente; — unbestimmte Angaben beweisen nichts.“

„In jedem Fall muß dies Buch in culturhistorischer Beziehung interessant sein,“ sagte Prinz Guido: „edlen Charakteren begegnet man überall gern — um so mehr dort, wo man berechtigt ist sie nicht zu suchen.“

Gräfin Henriette sah ihn mit froher Erwartung an. Dorothea wiederholte ganz erstaunt.

„Berechtigt nicht zu suchen?“

„Denn Sie werden doch zugeben müssen, Lady Waldegrave, daß sich der Charakter nur da entwickeln kann, wo er Freiheit dazu hat, und daß der Katholicismus ihm diese Freiheit nicht gewährt.“

„Charitas Pirkheimer beweist genau das Gegentheil, mein Prinz.“

„Ein vereinzelter Fall ist eine Ausnahme. Der Katholicismus verlangt Unterwerfung unter eine äußerlich gesetzte Autorität und damit ist dem Streben nach Freiheit die Spitze abgebrochen.“

Dorothea schwieg. Was Prinz Guido sagte, schien ihr nicht unrichtig. Da trat ihr Mann ein.

„Zu Hilfe, Manfred! zu Hilfe!“ rief sie: „gib Du Antwort!“ und sie wiederholte was Prinz Guido gesagt hatte.

„Was Sie gesagt haben ist ganz richtig, mein bester Prinz,“ antwortete darauf Lord Waldegrave, „vorausgesetzt, daß Sie die Anwendung auf die Idee vom

modernen Staat, nicht auf die katholische Kirche machen wollen; denn er ist es, welcher die Unterwerfung unter eine äußerliche Autorität verlangt, welche er Gesetze nennt und durch welche er nach Belieben jede individuelle Freiheit des Einzelnen, der Familie, der bürgerlichen Verhältnisse ein Ende macht. Er fahndet auf jede Erscheinung und Kundgebung berechtigter Freiheit auf moralischem, politischen, religiösen Gebiet, untersagt sie durch ein mit unglaublicher Schnelligkeit ausgefertigtes Gesetz und läßt die Leute einsperren, welche zu behaupten wagen, diese Gesetzfabrikation entspreche nicht dem allgemein gültigen Gesetz der Gerechtigkeit. Was der moderne Staat für Charaktere heranbilden wird, das finden wir, wenn wir in der Geschichte um achtzehn Jahrhunderte zurückgehen: Sklavenseelen, die à la chinoise ihren Imperator einen Nero, einen Caracalla anbeteten — Sklavenseelen, mein lieber Prinz und zwar ganz besonders auf den curulischen Stühlen."

„Es war aber gar nicht die Rede vom modernen Staat, sondern vom Katholicismus," fiel Gräfin Henriette sehr ungeduldig ein.

„Meine gnädigste Tante," erwiederte Lord Waldegrave ungemein verbindlich, „obschon die katholische Kirche vor der ganzen Welt offen daliegt, ist sie in unseren Tagen doch für Viele eine terra incognita jenseits des Oceans. Dieser Ocean heißt — Verblendung; theils freiwillige, theils traditionelle Verblendung. Diese

in jedem Einzelnen zu bekämpfen, wäre eine Aufgabe, gegen welche die zwölf Arbeiten des Hercules ein leichtes Spiel waren."

„Wäre die katholische Kirche eine segenbringende Institution, so würde sie die Verblendung, von der Sie sprechen, besiegen."

„Das hat sie gethan und das wird sie auch wieder thun für Alle, die guten Willens sind."

„Sie wollen mir doch wohl nicht den guten Willen absprechen?"

„Auf diese Frage muß ich schweigen," sagte Lord Waldegrave noch viel verbindlicher, „Gott allein durchschaut das Herz einer Frau."

„Sie sind ein Bösewicht, Manfred!" sagte Gräfin Henriette unmuthig und klopfte ihn mit ihrem Fächer auf die Finger.

Dies Gespräch, welches sich so wenig für den Salon eignete, fiel dennoch im Salon zu Goldenstein vor. Man speiste um neun Uhr Abends zu Mittag und Lady Waldegrave hatte die Gewohnheit immer eine Viertelstunde vor allen Uebrigen mit ihrem Anzug fertig und im Salon zu sein, um ihre Gäste zu empfangen. Prinz Guido hatte dies bemerkt und sich seinerseits sehr mit seiner Toilette beeilt, um der Erste nach ihr im Salon zu sein. Heute war ihm das geglückt. Sie war allein und knüpfte ein Gespräch über das kleine Buch an, das sie so eben gelesen hatte, ein Gespräch,

welches durch die Dazwischenkunft der Gräfin Henriette eine ernstere Wendung nahm, als Prinz Guido ihm gegeben hätte. Er war vor einem Jahr mit Lord und Lady Waldegrave in London zusammengetroffen, hatte sich bei ihnen in Belair-Castle aufgehalten und war nun ein häufiger und willkommener Gast auf Goldenstein. Dorothea war zu sehr an Huldigungen gewöhnt, um die des Prinzen Guido besonders zu beachten — wenigstens bis jetzt. Indessen fing sie doch an es sehr rührend zu finden, daß er unvermält geblieben sei und, anstatt ihr zu grollen, einen Theil der alten Gefühle ihr bewahrt habe — natürlich nur einen sehr geringen Theil! — und das war ihr angenehm. Mit Lord Waldegrave ihn zu vergleichen fiel ihr gar nicht ein und sie dachte nicht an die Möglichkeit einen andern Mann an die Seite ihres Gatten zu stellen. Sie dachte ebenda zu wenig, wo es Noth thut sehr genau nachzudenken: über sich selbst. Sie war eingewiegt in die Vergötterung, welche die Welt ihr darbrachte, die Welt und Lord Waldegrave. Was dieser dem Fürsten ihrem Vater in dieser Beziehung gesagt hatte, das machte er zur Wahrheit, und so oft sagte er ihr sie sei das liebenswürdigste, das beste Weib auf Erden, daß sie sich nach und nach daran gewöhnte nur eine ganz kleine Uebertreibung seiner Zärtlichkeit in diesen Versicherungen zu sehen. Gewiß, sie war gut, sie war wohlwollend, sie war so wenig eitel, wie das einer sehr anmuthigen und

sehr verwöhnten Frau in ihren Verhältnissen möglich ist, sie beschäftigte sich mit ernster Lectüre, sie erfüllte gern die Pflichten der Gattin und der Tochter; allein sie folgte darin nur der Anlage ihrer glücklichen Natur: innere Festigkeit hatte sie nicht.

Nun stand sie da in ihrem glänzend erleuchteten Salon an einen Blumentisch gelehnt und es war sehr begreiflich, daß Lord Waldegrave von dieser reizenden Erscheinung bezaubert war. Es gab Frauen, die schöner waren als sie — sogar in diesem Salon; — aber sie war einnehmender, herzgewinnender, und durch ein Gemisch von Adel und Grazie besiegte sie die Schönheit selbst. Sie trug ein Kleid von rosenfarbenem Taffet mit Stickerei von weißer und silbergrauer Seide; um den Hals eine dreifache Schnur der schönsten Perlen; und auf ihrem glänzenden braunen Haar befestigten einige goldene Nadeln mit Knöpfen von rosenfarbenen Rubinen ein paar frische Blätter der Aschpflanze. Jede Uebertriebenheit der Tagesmode war gedämpft, jede Frechheit gemieden. Die Pyramide von Blattpflanzen, die sich auf dem Blumentisch aufbaute, bildete ungesucht den passendsten Hintergrund für Dorothea. Sie sah aus wie eine belebte Blume.

Der Salon füllte sich nach und nach. Flora und Aurora luftig und duftig in Weiß gekleidet, flatterten wie ein Paar Lachtauben heran. Mit mehr Haltung, größer, weltgewandter, erschien Doris und ihre Mutter

ersehnte den Augenblick, wo der Fürst von Ems nach Goldenstein kommen würde, denn es stand fest bei ihr, daß Doris durch ihre vornehme elegante Haltung dazu geboren sei Fürstin zu werden. Die ungarischen Cousins ließen nicht auf sich warten. Dann kamen Verwandte von Lord Waldegrave: die sehr fromme Marquise de Sabrun und ihr Mann; Mademoiselle d'Aubespine, ein fünfzigjähriges gescheutes munteres Fräulein mit ihrer Nichte Adrienne, eine reiche junge Erbin, aber gar nicht schön. Dann Dorothea's intime Freundin, die schöne Lady Blandford, eine vierundzwanzigjährige Wittwe, mit ihrem Bruder und ihrem Onkel; und ein Jugendfreund von Lord Waldegrave, Baron Regensberg. Der letzte von Allen war Herr von Turn, der spät angekommen war und nur erst den Hausherrn gesehen hatte. Von allen Gästen im Schloß kannte er Niemand und Niemand kannte ihn. Alle Augen wendeten sich ihm zu, als er eintrat und auf Lady Waldegrave zuging, die ihm mit ganzer Freundlichkeit die Hand bot. Seine Erscheinung war nicht so grand seigneur wie Lord Waldegrave, nicht so elegant wie Prinz Guido, aber er sah aus wie ein vornehmer Mann. — Alles an ihm war so ruhig und ungezwungen sicher, seine edeln Züge trugen so sehr das Gepräge von Güte und von klarem Verstand, daß er überall angenehm auffallen mußte. Gräfin Henriette, die jeden jungen Mann mit so zu sagen schwiegermütterlichen Augen prüfte, fand nichts an ihm zu

tadeln. Lord Waldegrave stellte ihn den Damen und Herren vor, und die Gespräche und das Diner gingen ihren gewöhnlichen Gesellschaftsgang.

Niemand war bei Tafel fröhlicher als Aurora, denn es eröffnete sich ihr die Aussicht auf Tanz. Ihr Tischnachbar, Sir John Dudley, der Bruder von Lady Blandford, gestand ihr nicht ohne Beschämung, daß er zwar sehr gern tanze, aber leider sehr schlecht, denn es fehle ihm an Gehör, an Takt.

„Wir sind hier unter uns, wir wollen Sie recht gern im Tanz üben!“ rief sie froh.

„Ich tanze mit Leidenschaft und ganz unermüdlich,“ versicherte er.

„Was ist Ihr Lieblingstanz, Sir John?“

„Der Masurek,“ sagte er ernsthaft.

Aurora fand die Vorstellung den Masurek ohne Takt tanzen zu sehen dermaßen komisch, daß sie in helles Lachen ausbrach.

„Ist er nicht Mode?“ setzte er hinzu, weil er sich diesen Anfall von Heiterkeit nicht anders zu deuten wußte.

„O doch! ich weiß nicht .... ich glaube“ .... erwiederte sie noch immer lachend: „Genug wir üben Ihnen den Masurek ein, gleich heute.“

Als die Tafel aufgehoben und die Gesellschaft in den Salon zurückgekehrt war, winkte Gräfin Henriette ihre Tochter zu sich heran und sagte flüsternd:

„Bestes Kind, gewöhne Dir doch das laute Lachen ab. Du sprichst auch viel zu laut! ich hörte Deine Stimme über den ganzen Tisch herüber zu mir dringen.“

„Ach, beste Mama, verzeihe und horche nicht auf meine krähende Stimme,“ versetzte Aurora bittend: „ich will suchen sie zu dämpfen. Lachen mußte ich aber und wenn es das Leben gekostet hätte . . . . und Du wirst auch lachen, wenn Du das vor Augen siehst, was ich in Gedanken sah . . . . und was gleich vor sich gehen wird.“

Aurora hüpfte zu Lady Waldegrave und bat um Tanzmusik. Bela und Emmrich unterstützten kräftig die Bitte.

„Was soll es sein?“ fragte Gräfin Henriette, zog bereitwillig die Handschuh ab und setzte sich im zweiten Salon an den Flügel.

„Masurek, beste Mama! den schönsten aller Tänze . . . Masurek!“ rief Aurora, hüpfte zu Sir John und sagte: „Jetzt kommen Sie und seien Sie hübsch gelehrig.“

Er versprach das Beste zu thun.

Die anderen Paare traten zusammen, Prinz Guido und Doris, Emmrich und Flora, Bela sollte mit Adrienne tanzen; da sie sich aber nicht zu dem ihr unbekannten Tanz verstehen wollte, sagte Dorothea:

„So tanze ich mit Dir, Bela.“

Da im Masurek alle Damen mit allen Herren tanzen, so genossen die vier Tänzerinnen das Vergnügen

an ihrer Hand Sir John wie ein Ziegenböcklein ganz irr und wild gegen den Takt umherspringen zu sehen, was denn allerdings große Heiterkeit hervorrief.

„Die Musik des Masurek ist so aufregend, daß man in fröhliche Stimmung kommt; nicht wahr, Sir John?" sagte Dorothea nach beendetem Tanz gleichsam entschuldigend.

„Ist sie das, Mylady?" fragte er zurück: „Ja, das ist eben mein Unglück! ob der Masurek gespielt wird oder „Rule Britania" — ich höre keinen Unterschied."

„Lady Blandford hat das musikalische Talent der Familie für sich allein in Anspruch genommen," sagte tröstend Dorothea.

„Das ist gerade so, als ob Sie, Mylady, zu einem hungernden Menschen sagten: deinem Nachbar schmeckt es sehr gut."

Flora kam nun und sagte:

„Jetzt, Sir John, müssen Sie mit mir eine Polka-Masurka tanzen. Wir haben uns vorgenommen, wir Schwestern, daß Sie hier tanzen lernen und Goldenstein im ewigen Gedächtniß behalten sollen."

Der Musiker, welcher die Orgel in der Capelle zu spielen und ein paar Sängerknaben einzuüben hatte, war längst zur Ruhe gegangen, mußte sich aber wieder erheben und bis zwei Uhr Nachts zum Tanz den Flügel spielen. Während dessen machte der Marquis de Sabrun eine Partie L'hombre mit Lord Dudley und Baron

Regensberg. Die Marquise langweilte Mademoiselle d'Aubespine mit Erzählungen der wunderbaren Erscheinungen, welche im Elsaß statt finden sollten. Lady Blandford, Gräfin Henriette, Dorothea, Lord Waldegrave und Herr von Turn waren bald in dem einen, bald in dem andern Salon.

Herr von Turn hatte Dorothea nie anders gesehen, als im Reitanzug, im großen weißen Burnus oder im schwarzen Reisekleid. Er sah sie zum ersten Mal im Salon und in eleganter Kleidung und Umgebung, wie einen Edelstein in goldener Fassung. Er fand sie verändert, brillanter, lebhafter, vielleicht einnehmender als früher; doch das Ernste, Sinnende, welches sie so interessant machte, war, wenn nicht verschwunden, doch in den Hintergrund getreten. Ein Hauch von Welt hatte sie berührt. Man mußte scharf beobachten, um dies sogleich herauszufinden und sehr genau die Schattirungen ihres Charakters verstehen. Und so war es auch; der Anhauch der weltlichen Gesinnung, der sie in ihrer Lebensweise ohne Gegengewicht beständig ausgesetzt war, hatte bereits ganz leise sein Werk an ihr gethan. Und der Mann, der sie so zärtlich liebt, bemerkt es nicht . . . . oder ist damit einverstanden! sprach er zu sich selbst.

Gegen drei Uhr Nachts war der Salon leer; gegen vier Uhr erloschen die letzten Lichter im Schloß. Um zwei Uhr Nachmittags zum Gabelfrühstück versammelte

man sich wieder. Bis dahin bekümmerte sich Keiner um den Andern und Jeder vertrieb die Zeit nach Lust und Laune. Um eilf Uhr Vormittags las täglich ein Geistlicher die Messe in der Capelle. Die Marquise de Sabrun fehlte nie; ihr Gemahl zuweilen. Mademoiselle d'Aubespine selten. Die andächtigste von Allen war die schöne Lady Winifred Blandford. Sie war die Tochter einer Convertitin und die Wittwe eines sehr eifrigen Katholiken. Turn war, selbstverständlich, täglich in der Messe.

„Es ist ganz seltsam, Mama," sagte Aurora, „von den hier anwesenden Personen gefallen mir Lady Winifred und Herr von Turn am Besten."

„Warum ist das seltsam?" fragte Gräfin Henriette.

„Weil beide katholisch sind, Mama."

„In der Gesellschaft ist das ganz gleichgültig, bestes Kind. Daran mußt Du dich gewöhnen."

„Mir gefällt Lady Winifred gar nicht, aber auch gar nicht! . . . und daß man sie schön finden kann ist mir unbegreiflich!" rief Flora sehr erregt, denn Bela, der treulose Vetter, hatte nur Augen für die schöne Wittwe und vergaß ganz und gar, daß eine Flora auf der Welt sei, welcher er versprochen hatte den Czardas einzuüben. Wenn sie zur Großmutter zurückkehrte und den Czardas nicht konnte — was sollte sie sagen? Bela vergaß es, Bela hatte keine Lust; — welche ungeheure Beschämung!

Dies Gespräch fand statt im Salon, der zu den Gemächern der Gräfin Henriette gehörte, in welchem sie die Vormittage mit ihren Töchtern zubrachte. Sie beschäftigte sich mit einer eleganten Stickerei. Aurora malte ihr Familienwappen für eine Freundin, die auf den Einfall gekommen war ein Wappen-Album anzulegen. Flora war äußerst thätig für ein Album ihrer Erfindung: sie schnitt aus dem Briefpapier bekannter und unbekannter Personen die farbige Namens-Chiffre aus und klebte sie alphabetisch in ein sehr elegantes Buch; sie fand das unglaublich interessant. Doris saß im Schreibcabinet, das an den Salon stieß und schrieb an ihren Vater.

„Lady Winifred hat gewiß eine höchst elegante Chiffre," sagte Aurora.

„Kann sein! ich bitte sie nicht darum!" versetzte Flora: „ich mag nun einmal nichts mit den Katholiken zu thun haben."

„Vergiß nicht, daß Du dich unter dem Dach eines Katholiken befindest, der die Liebenswürdigkeit selbst für uns ist," mahnte die Mutter.

„O ein Verwandter! der sei was er wolle — die Verwandtschaft macht Alles gut, beste Mama. Ich habe auch gestern Morgen den Geistlichen gesehen, ganz flüchtig. Er kam mit Papieren in der Hand aus Dea's Zimmer, als ich ihr den Brief von Großmama brachte: Er sieht ganz gewöhnlich aus."

„Aber freundlich,“ setzte Aurora hinzu, „und das überraschte mich sehr: Ich meinte, es müßten alle katholischen Geistlichen grämlich aussehen, weil die Bischöfe sie zwingen das zu glauben, was sie nicht glauben können — und weil sie nicht heirathen dürfen. In den Zeitungen werden sie ja immer so sehr bemitleidet und in Schutz genommen gegen diese alten Barbaren, die Bischöfe.“

„Aurora!“ fiel die Mutter streng ein: „ich habe Euch Allen untersagt Tagesblätter zu lesen.“

„O liebe Mama, ich wäre die Letzte, um meine Zeit so zu vergeuden! aber Papa spricht ja seit Jahr und Tag kaum von etwas Anderem.“

„Seine Stellung bringt das mit sich, mein Kind. Es ist aber nicht verständig Alles nachzuplappern, was man — sei es auch von den verständigsten Leuten — hört.“

Aurora schwieg bestürzt und malte an ihrem Wappen.

Dorothea trat ein, küßte der Tante zum Morgengruße die Hand und fragte:

„Ist es Dir genehm, wenn wir sämmtlich meinen guten Vater in Ems mit einem kleinen Besuch überraschen? ich wüßte gern wie es ihm geht und besonders wie sich Ernst befindet — und Papa schreibt so ungern und daher so ungenügend, daß ich nichts erfahre. Es wollen nicht Alle dabei sein. Winifred bleibt hier, Lord

Dudley, Juliette und ihr Mann, und Mademoiselle d'Aubespine auch."

„Ich bin dabei," sagte Gräfin Henriette.

„Und ich! und ich! und ich!" riefen ihre Töchter. Flora und Aurora umfaßten einander und machten vor Freude eine Galopptour durch den Salon.

„Also nach dem Gabelfrühstück geht es fort," sagte Dorothea: „Manfred macht sich ein besonderes Vergnügen daraus unsere vier kleinen Comtessen — um mit der Großmama zu sprechen — im kleinen offenen Omnibus mit dem neuen Postzug zu kutschiren."

Neuer Jubelausbruch.

„O himmlisch! .... Dann sind wir und Adrienne quasi allein auf der Welt!"

„Sehr schmeichelhaft für uns ist Euer Jubel eben nicht," sagte die Mutter.

„Du weißt, liebe Tante, Manfred ist ein sicherer Kutscher und Deine fröhliche Bande wird nicht ganz allein sein," versetzte Dorothea.

„Ich habe auch nur gesagt quasi," betheuerte Flora.

„Mit uns, liebe Tante," fuhr Dorothea fort, „wird Prinz Guido fahren und Baron Regensberg. Unsere Vettern Herr von Turn und John Dudley ziehen es vor zu reiten. Abends im Mondschein kehren wir zurück."

„Nur nicht zu früh, liebste Dea," bat Aurora:

„wir müssen Ems gründlich genießen. Dazu gehört, daß wir die verschiedenen Brunnen besuchen, einen Eselritt machen und den Cursaal sehen.“

„Und die Spielbank,“ setzte Flora hinzu.

„Die streiche ich vom Programm Eurer Freuden,“ erklärte die Mutter.

„Jetzt besorgt Eure Toilette,“ sagte Dorathea: „hübsch einfach, Promenadenanzug.“

Sie folgten der Weisung mit dem merkwürdigen Vergnügen, welches die Jugend an Allem hat, was ihr neu ist. Gräfin Henriette war sehr besorgt, daß Doris einen Anzug wählte, der ihr besonders vortheilhaft sei.

Man trat die Fahrt in der angegebenen Weise an. Turn hatte nicht die mindeste Lust sie mitzumachen. Ein Pirschgang im Walde wäre ihm viel lieber gewesen. Aber Lady Waldegrave sagte:

„Nein, nein, Herr von Turn, Sie dürfen sich nicht von uns absondern. Sie haben gar keinen triftigen Grund anzugeben. Sie müssen dabei sein und ich weiß ein Mittel, welches bewirkt, daß Sie sehr gern dabei sein werden.“

„Ich thue immer gern was sie wünschen,“ erwiederte er.

„Sie sollen Abud reiten.“

„Das ist freilich ein großes und sehr angenehmes Mittel!“ sagte er dankbar und froh überrascht.

Prinz Guido war still empört, daß Lady Walde-

grave so lebhaft Turn's Begleitung wünschte und daß dieser es so ruhig hinnahm. Es tröstete ihn aber, daß er in ihrer unmittelbaren Gesellschaft die Fahrt machte — und Alle langten in bester Stimmung zur großen Freude des Fürsten in Ems an.

„Ein kluger Gedanke von Dir, Dea, mich zu besuchen," sagte er vergnügt: „ich langweile mich namenlos, grenzenlos. Vor fünf Jahren war es ganz anders! da hatte ich mein hübsches Töchterlein bei mir, das sich unterhalten wollte und das allen Leuten gefiel: da machte man Bekanntschaften in Menge. Um mich und um meinen armen Ernst bekümmert sich keine Seele. Ernst hat es besser als ich, denn er trinkt Morgens und Abends seinen Brunnen, badet, sitzt täglich zwei Stunden im pneumatischen Apparat, damit geht die Zeit hin. Aber ich! nichts von dem Allen habe ich! — Aus heller Langweil habe ich mich schon zu ihm in den Apparat gesetzt."

„Um's Himmelswillen, liebster Papa, thue doch das nicht!" fiel Dorothea ein: „der pneumatische Apparat ist für Lungenkranke, nicht für gesunde Menschen."

„Pneumatischer Apparat! flüsterte Aurora in Flora's Ohr: „den müssen wir auch sehen."

„Nun, meine Langweil wird belohnt," sagte der Fürst: „ich halte darauf, daß Ernst die Cur mit pedantischer Pünktlichkeit brauche und sie bekommt ihm ganz vortrefflich."

„Findest Du das?“ fragte Dorothea und Gräfin Henriette.

„Das weiß ich selbst am Besten,“ sagte Ernst: „noch fünf Tage Geduld, dann geht's nach Goldenstein, wo ich nach Herzenslust tanzen und reiten will.“

„Da hört Ihr, wie er sich gekräftigt fühlt,“ sagte der Fürst zufrieden.

Er und Gräfin Henriette schlossen sich vom Eselritt zur Mooshütte und von Besichtigung der Merkwürdigkeiten von Ems aus und blieben beisammen im Schatten der hübschen Baumpartie um die Vier Thürme, wo er wohnte. Seine Schwester beschloß den Augenblick zu benutzen und hub an:

„Was Du von der Langweil sagst, bester Friedrich, macht mich ganz beklommen bei dem Gedanken, daß Du unsere gute Mutter früher verlieren könntest, als Ernst verheirathet wäre und ich muß gestehen, daß jenes Ereigniß mir näher zu sein scheint, als dieses.“

„Henriette, ich beschwöre Dich, verschone mich mit Todesprophezeiungen,“ rief er ungeduldig: „stimme doch nicht ein Rabengekrächze um die Mama an, wie sie es thut um Ernst. Sie ist noch rüstig .... die Vorstellung sie zu verlieren, thut mir allzu weh' .... und dann habe ich sie auch nöthig für Rathschläge, für Geschäfte, für mein Haus, für Alles.“

„Ich bitte Dich, sage mir doch weshalb Du den lebhaften Wunsch der Mama nicht erfüllen und

Dich nicht verheirathen willst. Es würde sie so beglücken" .... —

„Weil ich in meine ruhigen Lebensverhältnisse nichts Störendes bringen mag," sagte er noch ungeduldiger.

„Das begreife ich, indessen" ....

„Was meinst Du, Henriette, wäre Deine Doris wohl geneigt mich zu heirathen?" fragte er plötzlich, als habe er einen Ausweg gefunden, um den Drängern zu entgehen.

„Ohne Zweifel!" entgegnete sie entschlossen.

„Ohne Zweifel? Du bist also ihrer Einwilligung gewiß? .... das wäre excellent, denn Doris ist das einzige mir bekannte weibliche Wesen, mit dem ich mich zur Ehe entschließen könnte."

„Bester Friedrich, dies Vertrauen, welches Du in Doris setzest, ist eine Ehre für sie und erfreut ihre Eltern."

„Wohlan denn!" sagte der Fürst ganz erleichtert, nachdem er zum Entschluß gekommen war: „rede Du mit Doris. Ich bin seit dreißig Jahren ihr Onkel" .... —

„Du irrst in den Zahlen! Doris ist achtundzwanzig .... wird erst im nächsten Monat neunundzwanzig Jahre."

„Gleichviel! ich habe mich so lange als ihr Onkel benommen, daß es mir schwer wird als Bewerber aufzutreten."

„Ich begreife das und werde Dir gern diese kleine Befangenheit ersparen. Morgen spreche ich mit Doris und theile Dir sogleich das Ergebniß mit. Es wird nicht Nein heißen .... verlasse Dich darauf. Dann theile ich meinem Mann die Sache mit" .... —

„Das versteht sich! Uebrigens aber soll sie geheim bleiben. Ich mag keine verwunderte Augen sehen, die sich den alten Bräutigam betrachten."

„Liebster Bruder, bei zweiundfünfzig Jahren ist der Mann nicht alt."

„Der Mann — das mag sein, obschon ich bei fünfundzwanzig doch jünger war. Aber für einen Bräutigam fühle ich mich entschieden zu alt. Deshalb soll von einer Verlobung nicht die Rede sein. Ich theile sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit der guten Mama mit, um sie zu erfreuen — und meinen Kindern, um sie nicht unangenehm zu überraschen. Dann komme ich im October zu Euch, die Hochzeit findet in aller Stille statt und ich kehre heim mit einer hübschen guten jungen Frau."

„Möge unsere Mutter diese Freude erleben!" rief Gräfin Henriette hochbeglückt durch die überraschend schnelle Erfüllung ihres Wunsches.

„Schweige mit Deinen Befürchtungen, die gar keinen Grund haben," entgegnete er ungeduldig: „sie wird, wie ich hoffe, nicht nur das, sondern auch die Geburt eines Enkels erleben."

Er war jetzt dermaßen mit der Sache zufrieden, als ob sie längst das Ziel seiner Wünsche gewesen sei. In äußerst zufriedener Stimmung erwarteten die Geschwister die Rückkehr der übrigen Gesellschaft.

Auf dem Weg zur Mooshütte sprang Dorothea plötzlich von ihrem Esel und sagte:

„Ich vertrage nicht den kurzen stoßenden Tritt meines Langohr! ich gehe lieber."

Prinz Guido war sogleich an ihrer Seite und bot ihr den Arm. Sie lehnte ihn ab. Er ging neben ihr und sagte:

„Dieser Tag erfüllt mich mit Wehmuth. Hier hat sich vor fünf Jahren mein Schicksal für's Leben entschieden . . . . und zwar kein glückliches."

„Das Leben ist reich an unerwarteten Wendungen," versetzte Dorothea, „und Sie haben eine lange Laufbahn vor sich. Wer weiß, wie viel Glück Ihnen noch beschieden ist."

„Nur nicht das, was ich ersehnte."

„Unsere Wünsche sind zuweilen so blind, daß es das größte Glück ist, wenn sie nicht erfüllt werden."

„Sind sie niedriger Art, so begreife ich das. Fallen aber unsere Wünsche mit unseren Idealen zusammen: so ist ihre Nichterfüllung eine Zerstörung des Besten, das in uns lebt: unserer Liebe zu Idealen."

„Ideale sind auf sehr verschiedenem Boden heimisch. Der Glaube, die Liebe, die Tugend haben auch ihre

Ideale so gut wie die Sehnsucht nach Glück. Auch ihnen schwebt das Höchste und Schönste, das was der Vollkommenheit am nächsten kommt, vor Augen; auch ihr Streben geht dahin es zu erreichen, es zu verwirklichen. Man kann das Streben nach dem Ideal in jeder Lebensstellung versuchen."

„Das leugne ich nicht; allein nicht in jeder Richtung beglückt es mich — und vom Glück war die Rede."

„Das Glück ist ein Vogel, den nur ein sicherer Schütze trifft. Ich hoffe," setzte sie abbrechend hinzu, „daß Ihnen die grausame Liebhaberei des Taubenschießens zuwider ist."

„Sie irren! es macht mir viel Vergnügen," sagte er verstimmt: „es gibt Seelenzustände in denen es ein Labsal ist — zu zerstören."

„Nein, bester Prinz, diese Neronische Gesinnung traue ich Ihnen nicht zu! Sie verleumden sich, damit man Ihnen sage, so schlimm sind Sie nicht."

Sie sah ihn lächelnd an, als erwarte sie seine Bestätigung. Aber er schwieg und ging finster neben ihr her. Sie besann sich, ob ihr nicht ein passenderes Thema des Gesprächs einfallen wolle, als das Taubenschießen; doch ihr fiel nichts ein und sie eilte so schnell wie möglich den steilen Pfad hinan, so daß sie bald die übrige Gesellschaft vor der Mooshütte erreichte. Niemand hatte bemerkt, daß sie fehle; Niemand als Turn.

Jetzt bemerkte wiederum nur er, daß sie unruhig aussah und Prinz Guido finster.

„Als ächte Touristen," sagte Lord Waldegrave, „dürfen wir uns nicht lange hier oben aufhalten. Wir wollen nun in die Brunnenhalle gehen."

„O herrlich!" rief Aurora, „jetzt bin ich eine Touristin!"

So zog man weiter, bis man endlich wieder in den Vier Thürmen anlangte, wo eine glänzende Collation hergerichtet war. Der Fürst sah so ungemein zufrieden aus, daß Dorothea ihn zärtlich umarmte und sagte:

„Lieber Papa, wie freut es mich Dich so erfreut zu sehen. Ich mache mir Vorwürfe Dich nicht früher besucht zu haben."

„Nein, nein!" entgegnete er: „es war gerade zur rechten Zeit."

Als Doris ihm zum Abschied die Hand reichte und sagte:

„Adieu, lieber Onkel, lasse Dich nicht lange in Goldenstein erwarten;" —

da hielt er einen Augenblick ihre Hand fest und sagte:

„Erwartest Du mich auch?"

„Gewiß!" versetzte sie halb unbefangen und halb erstaunt.

„Das wäre mir lieb," entgegnete er.

Bei der Heimkehr war die Stimmung sehr verschie-

den, bei den Einen sehr munter, bei den Anderen das Gegentheil. Gräfin Henriette war in der heitersten Laune und so gesprächig, daß Baron Regensberg, ganz begeistert von ihrer Liebenswürdigkeit, keinen Augenblick eine Unterhaltung stocken ließ, an welcher Lady Waldegrave sehr wenig, Prinz Guido gar nicht sich betheiligte. Sie sagte zu ihrer Entschuldigung, sie könne sich der bangen Sorge um ihren Bruder nicht erwehren; er sagte kurz, er habe Kopfschmerz; aber sie sagten Beide nicht die Wahrheit und versanken in die Traumwelt nebelhafter Gefühle. Im zweiten Wagen plauderten Flora und Aurora mit Adrienne über die Ereignisse des Tages in ihrer muntern Weise, Doris war aber auch sehr schweigsam und dachte darüber nach, weshalb der Fürst ganz anders als er sonst zu thun pflegte mit ihr gesprochen habe. Bei den Reitern ging es nicht anders her. John Dudley und die jungen Ungarn unterhielten sich mit einander, so weit das zu Pferd möglich ist. Turn auf Abud reitend, beschloß den Zug und erwog mit tiefem Ernst die menschliche Schwachheit und Verblendung. Waldegrave liebt seine Frau zärtlich — so lauteten seine Gedanken — und er bemerkt nicht, er sieht nicht, daß sie in Gefahr ist! er findet sie allzu vollkommen, um bei ihr der allgemeinen Gebrechlichkeit eingedenk zu sein. Und sie? . . . . vergöttert, unbesonnen, innerlich ohne anderen Halt als den ihrer glücklichen Natur . . . . sie kann grenzenlos unglücklich

werden . . . . O Du! Du da oben über den Sternen! Du Unvergeßliche! wohl hattest Du Recht zu sagen: Nichts ist hinfälliger als Staub und wir Alle sind Kinder des Staubes und müssen fort und fort mit zerknirschtem Herzen beten: Vergib uns unsere Schuld. Löse Dein Herz ab von den Gebilden des Staubes und Du stehst um eine Stufe höher und bist um einen Grad freier. Nicht ganz frei, denn Du behältst die Wucht Deines Ichs — allein Du bist weniger umdrängt von den Staubesgebilden. — So sprach die Unvergeßliche, so höre ich ihre Stimme von oben herab, so antwortet ihr meine Ueberzeugung . . . . und dennoch! dennoch! ohne die Hand, die gewaltig aus dem Abgrund emporhebt — verbleibt der armselige Mensch im Staube. — — —

Fackeln beleuchteten den innern Schloßhof von Goldenstein, als sie um eilf Uhr Abends dort wieder eintrafen, und der zurückgebliebene Theil der Gesellschaft begrüßte den heimkehrenden vom großen Balcon aus. Im Salon aber sagte Lady Winifred zu Turn:

„Als Sie in den Hof einritten auf dem schönen glänzenden weißen arabischen Pferd, das so stolz und feurig Sie trug, fiel mir der Reiter aus der Apokalypse ein, der auf dem weißen Roß ausritt zum Siege.“

„Sie haben immer himmlische Gedanken, Lady Winifred, himmlisch wie Ihre Seele, aber sie passen nicht auf mich,“ antwortete er traurig.

Sonntag.

Trotz ihrer Ermüdung saß Gräfin Henriette am nächsten Morgen um neun Uhr mit ihren Töchtern im Wagen und fuhr nach einem benachbarten protestantischen Ort, um dort einer Predigt beizuwohnen. Bela und Emmrich fanden es überflüssig die Tante zu begleiten. Lord Dudley und Sir John, der deutschen Sprache unkundig, blieben auch daheim, was Lord Waldegrave benutzte, um ihnen zu sagen:

„Sehen Sie den immensen Vorzug des katholischen Gottesdienstes vor jedem andern! In Grönland oder im Mohrenland, wo eine Messe gelesen wird, hat der Katholik seinen Gottesdienst, ohne eine Sylbe grönländisch oder mohrenländisch zu verstehen."

„Ja . . . aber er verhält sich ganz passiv dabei," meinte Lord Dudley.

„Passiv? wenn er betet?" versetzte Lord Waldegrave.

„Beten kann er auch in seiner Kammer; er hört aber nicht das Wort Gottes predigen."

„Ist ein Zuhörer passiver oder ein Betender? Mir scheint der Zuhörer. Darin haben Sie Recht: der Predigt des Evangeliums kann der Protestant wie der Katholik nur dann folgen, wenn er die Sprache versteht — und eben deshalb habe ich Recht zu behaupten, daß unser Gottesdienst der reichere, der vielseitigere, der vollkommenere ist — derjenige ist, welcher den Bedürfnissen unseres so complicirten Geistes am meisten entspricht. Der Mensch ist so beschaffen, daß er nicht nur von Gott sprechen hören, sondern selbst mit Gott sprechen will. Und dies mit Gott sprechen ist eben beten. Die Predigt haben wir auch."

„Ich wundere mich über nichts so sehr, als daß Lady Waldegrave noch immer protestantisch ist," antwortete Lord Dudley mit einem kleinen Anflug von Bosheit.

„Ah! das ist etwas ganz Anderes!" rief Lord Waldegrave kurz abbrechend.

Die geräumige Schloßcapelle war im frühgothischen Styl, der in seiner jungfräulichen Schlankheit von himmelanstrebender Schönheit ist. Von grauem und rothem Sandstein war der Bau und waren seine Ornamente. Nirgends verstörten bunte Farben den harmonischen Eindruck der Architektur. Aber auf die Glasmalerei der Fenster war die größte Kunst verwendet. In jedem Fenster befand sich nur ein Heiligenbild. Lord und Lady Waldegrave hatten sie ausgewählt; die meisten

waren Schutzpatrone. Es fehlte nicht St. Georg für England und St. Bonifacius für Deutschland. Der lieblichsten Eines war die heilige Dorothea mit ihren Rosen. Diese schönen, im Glanz der Farben und des Lichtes verklärten Gestalten hielten gleichsam Wache, damit von der Außenwelt nichts, nicht einmal das grelle Tageslicht in das Heiligthum eindringe, ohne den irdischen Charakter abgelegt zu haben. Das Altarbild war eine Copie des berühmten Gemäldes von Guido Reni, in der Kirche von St. Lorenzo in Lucina zu Rom: Christus am Kreuz, ganz allein, in der Desolation und in der Finsterniß seiner letzten Stunden — ein Bild von namenloser heiliger Trauer, das die tausendfach verkannte und verschmähte Liebe Gottes und sein übernatürliches Leiden wegen der Sünden der Welt, ganz still, wie durch eine Vision, in die Seele des Beschauers senkt, um sie aus ihrer Tiefe hinauf zu ziehen zur Liebe des Gekreuzigten, zur Liebe zum Kreuz.

In dieser schönen Capelle hatte die Hochmesse begonnen. Lord Waldegrave's Sängerchor entsprach freilich nicht der feierlichen Andacht, zu welcher die Capelle aufforderte. Dem Orgelspieler, der die Sänger einzuüben hatte, standen keine andere Kräfte zu Gebot, als die er eben unter der Hand hatte, junge Männer aus der Dienerschaft und Knaben aus der Umgegend. Diese hatten bisher den Chor gebildet und, mittelmäßig wie er war, entzückte er dennoch das Ohr der guten Land=

leute, die auf kleinen Höfen und Weilern der Nachbarschaft und näher bei Goldenstein als bei ihrer Pfarrkirche wohnten. Die Capelle war gedrängt voll. Turn kniete in einer der herrschaftlichen Bänke. Neben ihm saß ganz gemüthlich Lord Waldegrave. Dorothea war nicht zu sehen. Sollte sie mit Gräfin Henriette gefahren sein? — —

Da hub das Kyrie an und unwillkürlich horchte Jeder hoch auf. Das waren zwei ganz andere Stimmen, als die, welche man zu hören pflegte. Frauenstimmen waren es. Sollte sie es sein? dachte Turn: sollte sie flehen „Herr, erbarme dich unser," würdest du, o Herr, sie nicht erhören? — Sie mußte es sein, sie und Lady Winifred. Es gab ihm heftige Zerstreuung, daß er die Stimmen nicht kannte; — die eine, ein tiefer voller klagender Alt, die andere ein wunderbar schöner, süßer, weicher und geschmeidiger Sopran. Er wollte ein paar Mal Lord Waldegrave fragen; allein er schämte sich der frivolen Neugier und verbarg das Gesicht in beiden Händen. — Kann man so singen, dachte er, als die Stimmen das Offertorium mit ihrem Gesang begleiteten, so singen und nicht das Opfer verstehen? .... Warum nicht? ... der Componist muß das Genie des Verständnisses haben, für den Sänger ist es nicht nothwendig. Der copirende Maler braucht ja auch nicht in die Gedankentiefe der Transfiguration einzugehen, und kann sie dennoch durch den Zauber des

Pinsels wiedergeben. — Bei der Wandlung meinte er, der Gesang müsse auf den Knieen gesungen sein, so anbetend klang er, und als das Agnus Dei anhub und mit dem dona nobis pacem endete, überkam ihn wieder ein namenloses Erbarmen mit einer Seele, welche solche Bitten mit den Lippen, nicht mit dem Herzen aussprach.

„Singt sie nicht wie ein Engel des Himmels?“ flüsterte Lord Waldegrave ihm zu.

Mit einer leisen Bewegung stimmte Turn ihm bei und blieb noch eine Weile in der Capelle, nachdem die Messe beendet war. Er wollte es nicht anhören, daß man die Sängerinnen ohne Zweifel mit Lob und Bewunderung überhäufen werde. Als er die Capelle verließ, kam Lady Winifred vom Orgelhaus herab.

„Sind Sie auch noch da?“ fragte er überrascht.

„Ja!“ sagte sie unbefangen: „habe ich zur Ehre Gottes gesungen, so habe ich eine kleine Pause nöthig, um in den Wirrwarr menschlicher Stimmen und Worte das Meine zu thun.“

Vor der Capelle blieb sie auf der Terrasse stehen und sagte plötzlich:

„Sie kannten Lady Waldegrave früher als ich .... vielleicht genauer, indem Sie die Egyptische Reise mit ihr machten; Sie sind katholisch wie ich es bin: nicht nur mit dem Glauben, sondern auch mit Liebe. Sie werden also meinen Wunsch, Lady Waldegrave in

unserer Kirche zu sehen, ganz in der Ordnung finden. Aber haben Sie Hoffnung, daß mein Wunsch, der ohne Zweifel auch der Ihre ist, sich erfülle?"

„Ja — vorausgesetzt, daß sehr viel für Lady Waldegrave gebetet werde .... und ganz besonders von Ihnen."

„Ich wünschte eine Antwort zu hören und keine Phrase," sagte sie ruhig.

„Mit aller Aufrichtigkeit habe ich Ihnen geantwortet. Das Gebet aus reiner Liebe für eine Seele bleibt gewiß nicht unerhört."

„Sie finden also auch in Lady Waldegrave keinen Anknüpfungspunkt?" fragte sie traurig.

„Jetzt nicht! sie ist eingewiegt in ihre schöne und glückliche Natur."

„Das ist gefährlich!" rief sie hastig.

„Gewiß ist es gefährlich! aber finden Sie, daß ich Unrecht habe? irrig urtheile?"

„Nein, Sie haben Recht ... und das betrübt mich. Sie wird von rosigen Wolken getragen, sie ruht auf ihnen und sie weiß nicht, daß es nur Wolken sind, die keine feste Grundlage haben und die sich in grauen Nebel auflösen können. Wenn einmal der Schmerz über sie kommt — was hat sie dann?"

„Dann hat sie den Schmerz! und außer dem Erzengel St. Michael weiß ich keinen besseren Führer der Seelen als ihn."

„Es würde mir doch schwer fallen den Schmerz zu Hilfe zu rufen.“

„Dies wird auch nicht nöthig sein. Der Schmerz kommt ungerufen zu jedem Kinde des Staubes, bald in dieser, bald in jener Gestalt. Wir wissen nicht in welcher Gestalt und zu welcher Stunde er erscheinen muß, um sein Werk zu thun, aber er ist ein himmlischer Bote und so weiß er den rechten Augenblick zu treffen.“

„Ist es ein Trost, was Sie mir da sagen?“

„O Mylady, nicht um Trost, sondern nach meiner Hoffnung haben Sie mich gefragt. Ich gebe Ihnen was ich habe.“

„Und eine übernatürliche Hoffnung ist schließlich unser bester Trost,“ sagte Lady Winifred und ihr wunderschönes tiefblaues Auge stralte ihm, wie ein friedliches Gestirn, in die Seele hinein.

Da erschien auf dem Erker ihres Morgenzimmers Dorothea und sprach herab:

„Ich höre Deine goldene Stimme, Winifred. Bitte, laß uns einen Gang im Park machen. Wir haben bis zum Gabelfrühstück eine Stunde Zeit.“

„Ich erwarte Dich hier,“ erwiederte Lady Blandford und setzte sich auf einen Gartenstuhl unter die blühenden Granatbüsche, welche den Springbrunnen umgaben. Turn blieb vor ihr stehen und sah sie an. Sie war vom Scheitel bis zur Sohle eine vollendete Schönheit. Ihr prächtiges Haar, blauschwarz wie Rabenflügel und

nach der Mode des Tages zurückgestrichen, bildete auf der blütenweißen Stirn durch den Wuchs der Haarwurzeln die sieben zierlichen Spitzen, die so unendlich selten sind und die keine Kunst nachahmen kann. Mit derselben Feinheit waren die schwarzen Augenbrauen gezeichnet und jeder einzelne Zug ihres Antlitzes war so zart, als habe eine Künstlerhand sie in Alabaster geschnitten. Vielleicht hätte man sie eine kalte Schönheit genannt, wenn nicht ihr seelenvolles Auge sie vor diesem Tadel geschützt hätte. Sie hatte ihren Hut abgenommen, strich ihr Haar mit der Hand glatt und spielte mit ihrem großen Fächer von braunem Taffet ganz in Gedanken versunken, bis sie plötzlich fragte:

„Was wird Lady Waldegrave mir sagen .... und was werde ich antworten, Herr von Turn."

Vom Lufthauch bewegt rieselten einige Blätter der Granatblüten auf Lady Blandford herab. Turn nahm diese Blätter aus ihrem Haar und sagte:

„Sehen Sie diese kleinen feurigen Flämmchen. Sie sind das Symbol dessen, was Sie zu sagen haben."

„Immer so hoch, Herr von Turn," entgegnete sie lächelnd.

„Aber doch immer nur zu Ihren Füßen, Mylady," erwiederte er.

Da erschien Dorothea auf der Terrasse, ging rasch auf Turn zu und sagte:

„Vorhin sah ich Sie beten — das freute mich."

„Und ich hörte Sie beten — das freute mich auch,“ versetzte er.

„Nein!“ rief sie scherzend, „ich betete nicht, ich sang nur. Sie haben Lady Winifreds Stimme für die meine gehalten. Ich singe Sopran.“

„Ja . . . . aber warum soll denn nicht der Sopran ein Gebet singen können so gut wie der Alt? Beide Stimmen gingen so vollkommen zusammen, daß eine und dieselbe Seele sie zu beleben schien.“

„Nein, bester Turn, das müssen Sie nicht sagen,“ erwiederte Dorothea eifrig, „dabei kommt Lady Winifred in jeder Weise zu kurz. Sie ist die bessere Sängerin und die bessere Seele.“

Sie nahm den Arm ihrer Freundin, stieg mit ihr die Stufen hinab, die von der Terrasse in den innern Hof führten, und bald verschwanden die beiden weißen luftigen Gestalten unter dem dunkeln Thorbogen. Turn sah ihnen sinnend nach, setzte sich auf den Stuhl unter dem Granatbusch und vertiefte sich in seine Gedanken. Ja, Lady Winifred war vollkommener als Dorothea — vollkommener ihr Gesang, ihre Schönheit, ihr Charakter, ihre Seele: das Alles gab er zu; dennoch weckte sie in ihm nicht jene tiefe Sympathie, die ihn zu Lady Waldegrave zog. Für diese hatte er so viel zu wünschen, er nahm so Manches wahr was ihr fehlte; er hatte Mitleid mit ihr, Sorge um sie; der Gang ihres Lebens, die Entwickelung ihres ganzen Wesens interessirte ihn

unaussprechlich; sie schwebte zwischen der Höhe und der Tiefe, bedroht von tausend Gefahren, während Lady Winifred mit Wehr und Waffen sicher auf dem Wege wandelte, der aufwärts führt. Aber sie? . . . was wird aus ihr? — — —

„Bester Turn, warum sitzen Sie denn da draußen im grellen Sonnenschein?" sagte Lord Waldegrave aus dem Fenster seines Zimmers heraus, welches über dem Zimmer seiner Frau lag: „Kommen Sie doch zu mir herauf . . . . ich erhielt so eben vortreffliche Cigarren."

Turn folgte schleunig der Einladung. Als beide gemüthlich neben einander saßen, hub Lord Waldegrave an:

„Ich hätte Sie schon vor einer halben Stunde zum Cigarrenschmaus eingeladen, wenn sie nicht mit Lady Blandford ein intimes Zwiegespräch gehabt hätten, worüber ich mich ungemein freute."

„Es ist mir sehr angenehm Ihnen Freude zu bereiten, ohne daß ich eine Ahnung davon habe; doch wäre es mir lieb den Grund dieser Freude zu wissen," versetzte Turn sehr überrascht.

„Ja, mich freut es, daß Sie sich für unsere schöne Wittwe interessiren und hoffentlich auf dem besten Wege sind sich in sie zu verlieben."

„Bester Freund! Lady Blandford ist so schön, daß jeder Mann, der klare Augen hat, sie bewundern muß — und ist so liebenswürdig und so gut, daß jeder

Mann sie verehren muß. Ich thue beides aus ganzem Herzen — aber von da bis zum verlieben ist ein ungeheuer großer Schritt, den ich nicht gewillt bin zu thun."

„Gewillt! gewillt! die Liebe kommt, ohne nach Ihrem Willen zu fragen."

„Das gebe ich zu. Ist sie aber da, so schaue ich ihr fest in's Auge und spreche ein vernünftiges Wort mit ihr, z. B. so: Was fällt dir ein? Lady Blandford denkt nicht an dich, und es ist die größte Verkehrtheit eine Person zu lieben, welcher du gleichgiltig bist."

„Woher wissen Sie, daß Lady Blandford gleichgiltig für Sie ist."

„Ich nehme es ganz einfach an, weil ich nicht den mindesten Grund habe das Gegentheil anzunehmen .... und ich begreife nicht weshalb Sie durchaus wollen, daß ich mich in Lady Blandford verliebe."

„Weil das zu einer Heirath führen würde, die ich für beide Persönlichkeiten lebhaft wünsche, ich sowohl wie meine Frau, die jetzt eben mit Lady Blandford dasselbe Thema behandelt."

„Mein Gott, welche Verkehrtheit!" rief Turn höchst unmuthig: „Wer gibt Ihnen das Recht so indiscret auf meine Rechnung zu sein! Sie zwingen mich Goldenstein auf der Stelle zu verlassen."

„Das sei ferne! bester Freund, beruhigen Sie sich! Dea wird nicht so gradeaus sprechen wie ich, wird nach

Frauenart sondiren, fragen, behutsam zu Werke gehen, um zuerst zu erfahren, ob Lady Blandford überhaupt an eine zweite Ehe denkt. Es ist mir räthselhaft weshalb Sie empört sind, daß wir, Ihre Freunde, Ihre Verbindung mit einer jungen, schönen, guten und reichen Frau wünschen. Schließlich werden Sie ja doch Ihre Grille unvermält zu bleiben, fallen lassen und dann wäre Lady Blandford eine in jeder Beziehung wünschenswerthe Partie."

„Gewiß! und müßte ich sie mir wünschen, Freund, und nicht Sie!" rief Turn.

„Sie sind nicht auf dem rechten Wege, lieber Turn," sagte Lord Waldegrave besorgt: „es ist ganz unnatürlich, daß Sie sich nicht in Lady Blandford verlieben."

„Sie sagten vorhin, die Liebe kommt ohne unsern Willen. Ich kann nichts dafür, daß sie nicht zu mir kommt," versetzte Turn lachend und fuhr ernst fort: „Hätte man Sie drängen wollen sich gegen Ihre Neigung in die liebliche Comtesse Dorothea zu verlieben, glauben Sie, daß diese jetzt Lady Waldegrave wäre?"

„Schwerlich," entgegnete Lord Waldegrave aufrichtig.

„Lassen wir also dies Gespräch fallen und sagen Sie mir etwas, das mich weit mehr interessirt und worüber Sie mir im Sink'schen Garten die ersten Mittheilungen machten. Ich bemerke mit lebhafter Theilnahme, daß die Verfolgung und Trübsal, welche über die Kirche gekommen ist, auf Sie eine günstige Wirkung

hatte und Sie katholischer machte, als Sie es zuvor waren. Allein ich bemerke mit Erstaunen und Betrübniß, daß Sie nicht suchen Lady Waldegrave von der katholischen Wahrheit zu unterrichten und ihr den Trost und die Stütze zu geben, welche jede Seele in den Glaubenslehren und den Gnadenmitteln der heiligen Kirche findet."

„Das kann ich nicht, lieber Freund! Dea ist ein Engel . . . . sie hat das Alles gar nicht nöthig."

„Und in diesem Wahn leben Sie, ein kluger verständiger Mann, der die Welt und den Menschen kennt, blos deshalb weil Ihre Mutter eine spezielle Andacht für Skapuliere hatte? Ist eine solche Befangenheit im Vorurtheil möglich! ist sie zu entschuldigen, wenn es sich darum handelt einer Seele die höchsten Güter, die welche für die Ewigkeit Geltung haben, zuzuwenden?"

„Ich sagte es Ihnen schon," entgegnet Lord Waldegrave lebhaft, „ich will keinen Priester haben zwischen meiner Frau und mir. Ich will der Vertraute ihrer Gedanken, ihrer Gefühle, ihrer Empfindungen sein. Ich will der Rathgeber sein, der ihr hinweghilft über die tausend kleinen Schwierigkeiten des menschlichen Lebens. In mein Herz soll sie ihr ganzes Herz ausschütten, ihre Kämpfe, ihre Entmuthigungen, ihr Verlangen, ihre Täuschungen. Auf diese Weise besitze ich ihre Seele — und nur wenn ich diese besitze ist sie ganz mein."

„Aber der Priester will ja weiter gar nichts, als

eine arme Seele zu Gott führen und mit Gott versöhnen."

„Ja, so heißt es! hat sich aber ein Priester zwischen meine Mutter und mich und zwischen meine Braut und mich gedrängt: so kann er sich auch zwischen meine Frau und mich drängen. Ich sagte Ihnen schon, daß meine Mutter sehr wenig Verstand hatte. Sie begriff nicht das Gefühl des Knaben, der sich gedemüthigt fühlte die Mutter unter einer kleinlichen Vormundschaft zu sehen. Nahm sie in der Fastenzeit außer den bestimmten Mahlzeiten etwas Speise oder Trank, so sagte sie Pater X. habe es erlaubt. Erschien sie einmal in der Oper oder auf einem Ball, so hatte Pater X. es gut geheißen. All' meine Fehler und Unarten wurden in jedem einzelnen Fall weitläufig mit Pater X. besprochen, und wenn die Ermahnungen meiner Mutter mich kalt ließen, so versetzten mich die von Pater X. in Wuth, so daß mein vortrefflicher Hofmeister ihn ersuchte davon abzustehen. Pater X. erwiederte, er thue nur das, was meine Mutter ihm auftrage. Genug, auf jedem meiner Schritte begegnete ich diesem unseligen Pater X."

„Aber durch die Schuld Ihrer Mutter!" fiel Turn ein.

„Ja! allein er hätte die Einsicht und den Tact haben müssen, welche ihr fehlten, wenn er ihr wirklich von Nutzen sein wollte. — Mein Vater hatte sterbend angeordnet, daß ich bis zum Beginn meines achtzehnten

Jahres bei meiner Mutter bleiben solle, hatte den Hofmeister gewählt, den Studienplan angegeben. Dann sollte dieser Hofmeister mich auf die Universität begleiten. Ich freute mich halbselig dem Einfluß von Pater X. zu entrinnen und trieb mit großem Eifer jene Studien, welche mich zum Abgang zur Universität befähigten; da starb mein Hofmeister. Jetzt behauptete meine Mutter — oder Pater X. — ich sei zu jung, zu unreif für die Universität, ich müsse ein Jahr oder zwei in einer geistlichen Erziehungsanstalt zubringen. Die Folge davon war, daß ich auf und davon ging. Ich floh nach England zu Lord Waldegrave, dem Bruder meiner Mutter, und bat ihn auf den Knieen zu bewerkstelligen, daß ich meine Studien bis auf Weiteres in England machen dürfe. Da ich der Erbe seiner Pairie, seines Vermögens und seines Namens werden sollte, war ihm das sehr willkommen. Er söhnte mich mit meiner Mutter aus, die bald darauf starb und ich machte in England meine Studien. Als sie beendet waren und als zur nämlichen Zeit einer unserer Verwandten, der in Calcutta eine hohe Stelle einnahm, dahin zurückkehrte, begleitete ich ihn und blieb zwei Jahre in Ostindien. Darauf war ich ein paar Jahre bei der Botschaft in Petersburg. Der Tod meines Onkels rief mich nach England zurück und versetzte mich in ein Meer von Geschäften. Als ich daraus auftauchte, verliebte ich mich heftig in ein reizendes Mädchen, das meine Neigung

erwiederte und in jeder Weise mir ebenbürtig war. Ihr sanfter, liebenswürdiger Charakter hatte den besten Einfluß auf mich, so daß ich gar nicht zweifle, ich wäre an ihrer Seite ein guter Ehemann und guter Katholik geworden. Wenn ich Ihnen sage, daß ich just nicht wie ein Karthäuser gelebt hatte, so werden Sie mir leicht glauben. Sie müssen mir aber ebenfalls glauben, wenn ich sage, daß ich zwar von der Ausübung meiner religiösen Pflichten etwas abgekommen, doch mit nichten ungläubig war. Dies hatte ich hauptsächlich meinem guten Hofmeister zu verdanken: die Dogmen saßen mir fest im Kopf, doch in der Praxis war ich sehr nachlässig. Als ich mich um die Hand des jungen Mädchens bewarb, gab der Vater mit Freuden seine Einwilligung. Die Mutter aber, ein Seitenstück zu meiner Mutter, hatte auch einen Gewissensrath, welcher dem Pater X. sehr ähnlich war — und in Folge von dessen Einflüsterungen wurde ich für einen gewissen- und sittenlosen Menschen gehalten, der Lady Edith nicht nur höchst unglücklich machen, sondern sie auch um ihren Glauben bringen werde, indem sie ein sehr schmiegsamer und nachgiebiger Charakter sei. Edith's Mutter machte mir in eigener Person und so schonend wie möglich diese Eröffnung. Ich bat sie, genaue Erkundigungen über mich einzuziehen und sie würde von allen Seiten hören — möge man mir gewogen oder nicht gewogen sein — daß ich allerdings bis jetzt so gelebt hätte, wie man in

der Welt zu leben pflegt, daß ich aber nie schlechte Streiche begangen hätte. Ich setzte hinzu, ich sei fest entschlossen mich zu bessern und das würde mir leicht werden, wenn Lady Edith mich in ihre Zucht nehmen wolle. Ganz katzenfreundlich erwiederte sie:

„Das Geschäft möchte ich doch meiner armen Edith nicht aufbürden! ich habe genaue Kunde über Sie von der sichersten ganz unparteiischen Seite eingeholt und bin genug unterrichtet, um mein Urtheil über Sie festzustellen. Indessen kann sich jeder Mensch mit Gottes Gnade bekehren. Ist es Ihnen Ernst mit Ihrer Bekehrung, so machen Sie eine Retraite bei Pater Z., leben Sie ein halbes Jahr nach dessen Anleitung — dann habe ich nichts einzuwenden gegen Ihre Verbindung mit Edith."

Kochend vor Zorn nahm ich mich zusammen und sagte eisern und eisig:

„Noch bin ich nicht reif genug, um in eine Besserungsanstalt gebracht zu werden. Ich nehme meine Bitte um Lady Edith's Hand zurück."

Damit verließ ich sie, stürmte zu Edith's Vater und ließ vor ihm meiner Wuth freien Lauf. Er theilte sie einigermaßen, denn er hätte mich gern zum Schwiegersohn gehabt und seiner Tochter den Schmerz erspart mich aufgeben zu müssen. Er machte seiner Frau die eindringlichsten Vorstellungen — ganz vergeblich, das versteht sich! wann hätte eine fromme Frau den ver-

nünftigen Gründen ihres Mannes gegen die unvernünftigen ihres Gewissensrathes Gehör gegeben! — Und das Ende der Geschichte war denn, daß ich nach Amerika und zum Niagarafall reiste .... keineswegs, um mich in seinen Wirbel zu stürzen, wohl aber von dem frommen Wunsch beseelt, sämmtliche Patres X. und Z. in Deutschland und England in den Niagara werfen zu können. Ich gestehe, daß meine Wuth beträchtlich meinen Schmerz um Lady Edith's Verlust überwog. Längst bin ich getröstet, daß sie nicht meine Frau wurde; doch meinen Groll gegen beichtväterliche Einmischung in alle möglichen und unmöglichen Familienangelegenheiten habe ich bewahrt.

„Was wurde aus Lady Edith?" fragte Turn.

„Ein Opfer des Pater Z., bester Freund. Sie grämte sich unaussprechlich um mich, viel mehr als ich verdiente und sie erklärte, sie wolle jetzt gar nicht heirathen und in ein Kloster strenger Regel gehen. Der Vater war außer sich vor Zorn und Pater Z. vor Freude; die Mutter schwankte zwischen beiden, ging jedoch schließlich — wie sich das von selbst versteht! — zu Pater Z. über. Der Vater mußte sich in seinen Kummer ergeben und sich von seiner einzigen Tochter trennen. In ganz England gab es kein Kloster, das für Lady Edith streng genug gewesen wäre; sie begab sich nach Frankreich und verschwand dort — ob bei den Trappistinnen oder den Karthäuserinnen — ich weiß es

nicht. Aber nach zwei Jahren kam sie zurück, hektisch und unrettbar. Die trostlosen Eltern reisten einige Jahre mit ihr im Süden und verlängerten dadurch ein wenig ihr Leben. Es erlosch in Sevilla. Sie war kaum fünfundzwanzig Jahre alt, eines der lieblichsten Wesen, das ich je gekannt habe. — — Was sagen Sie zu meinen beichtväterlichen Erfahrungen?"

„Daß sie recht traurig sind," versetzte Turn.

„Und vollkommen genügen, um meinen Widerwillen gegen das ganze Institut der Gewissensräthe oder Seelenführer zu motiviren," setzte Lord Waldegrave hinzu.

„Nein, das nicht. Ein Pater X. in Wien und ein Pater Z. in London sind nicht maßgebend für die Sache selbst."

„Sind es aber für meine persönliche Auffassung," fiel Lord Waldegrave ein, „indem meine Kindheit und meine Jugend bitter durch sie gelitten haben."

„Bei dieser Ihrer Auffassung wundert es mich, daß Sie nicht Ihren Groll auf die Kirche selbst übertragen haben, welche dies Institut, wie Sie es nennen, billigt."

„Offen gesprochen, lieber Freund, war das eine Zeit lang mein Fall. Allein die Vernunft kam doch wieder zur Geltung, denn ich kann meine Augen nicht dagegen verschließen, daß die katholische Kirche die beste sittliche Bildungsanstalt für die Menschheit und in unseren Tagen das einzige Bollwerk gegen den Einbruch einer Barbarei ist, die uns von allen Seiten bedroht.

Mächte der Finsterniß beherrschen die Welt offenkundig — mit Krone und Zepter, mit Kanonen und Hinterladern, mit Wort und Schrift, mit Geld und Depravation; versteckt — durch Geheimbündlerei, welche wie eine Riesenspinne ihre Faden in alle Verhältnisse hineinwebt und den Thron wie die Hütte mit ihrem Netz dermaßen umstrickt, daß sie im günstigen Augenblick es nur zusammenzuziehen braucht — und der Umsturz ist da. Diese zwei Sorten von finsteren Mächten verdanken hauptsächlich ihre Gewalt über die Menschheit — der Lüge. Sie lügen von Cultur, sie lügen von Freiheit, sie lügen von Fortschritt, sie lügen von Befreiung der Gewissen, sie lügen von höherer Bildung. Weil jedes Menschenherz für diese großen Gedanken empfänglich ist, brauchen sie die üblichen Bezeichnungen, aber statt des Wesens derselben bieten sie deren Carrikatur oder deren Gegentheil. Diesem unerhörten Wust tritt die Kirche gegenüber, die streitende Kirche — und führt muthig und beharrlich, wenn nicht siegreich so doch unüberwunden, die Sache der Wahrheit und des Rechtes. Ich müßte blödsinnig sein oder in Vorurtheilen ihrer Gegner befangen, wenn ich das leugnen wollte. Nein, ich stehe ganz und gar, und so recht seit den letzten Jahren, fest auf katholischem Boden — und das ist die Hauptsache. Auswüchse, welche sich auf tiefem reichen und fruchtbaren Boden zeigen, mißfallen mir und ich weise sie zurück; Unwesentliches lasse ich fallen."

„Wie sehr beklage ich Lady Waldegrave," sagte Turn, „daß sie unter Ihrer Auffassung des Unwesentlichen zu leiden hat. Sie nennen die Kirche die wohlthätige Erzieherin der Menschheit und Sie schließen Ihre Frau, welche doch auch zur Menschheit gehört, von diesen Wohlthaten aus. Das ist ein Widerspruch, eine Anomalie."

„Sei es das, bester Freund! ich kann es nicht ändern. Das Herz meiner Frau ist mein Kleinod und Niemand außer mir braucht dessen Geheimnisse zu wissen."

„Wie wollen Sie es anfangen," fragte Turn lächelnd, „diese Geheimnisse zu erfahren, wenn Lady Waldegrave je für gut finden sollte sie zu verschweigen."

„Ah, Sie fragen zu viel, Freund Turn! An diese Möglichkeiten dachte ich noch nicht."

„Handelt es sich um das Heil einer Seele," entgegnete Turn mit tiefem Ernst, „so muß man an alle Möglichkeiten denken."

„Aber um des Himmels willen," entgegnete Lord Waldegrave, „weshalb wünschen Sie so sehr, daß meine Frau katholisch werde, da doch sie selbst es nicht wünscht und ich auch nicht."

„Sie hat es gleichwohl gewünscht und nur durch Ihre Schuld, lieber Freund, wünscht sie es nicht mehr. Da nun aber der Wunsch die göttliche Offenbarung im vollen Umfang und in ihrer ganzen Wahrheit zu

kennen, der berechtigtste ist, den ein Mensch haben kann, so wünsche ich ganz natürlich, daß er für Lady Waldegrave in Erfüllung gehe. Es schmerzt mich unaussprechlich, wenn ich sehe, daß ein edles Wesen Verlangen hat nach Dingen, die nicht von der Erde sind, und die Flügel ausbreiten möchte, um sich über das Irdische zu erheben — und dann im Aufflug gehemmt wird. Lady Waldegrave ist nicht glücklicher geworden seit unseren Abenden auf dem Nil."

„Doch! sie ist mehr im Gleichgewicht."

„Ja, mit der Welt," sagte Turn traurig.

Die Glocke, die das Zeichen zum Gabelfrühstück gab, machte dem Gespräch ein Ende, indem Lord Waldegrave sagte:

„Sie sind schwärmerisch, lieber Freund."

„Nein," sagte Turn, „ich bin katholisch."

„Was das betrifft, so nehme ich es mit Ihnen auf. Schwärmerei ist es jedoch, wenn Sie nicht an Lady Winifred und Ihre eigene Zukunft, sondern an meine Frau und deren seelischen Aufflug zum Himmel denken."

„Vielleicht haben Sie Recht! indessen gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich sehr an meine Zukunft denke."

„Bravo! — und an Lady Winifred? . . . bravissimo."

„Wollen Sie denn durchaus, daß ich stante pede Goldenstein verlasse?"

„Das ist unmöglich! morgen haben wir große Jagd," sagte lachend Lord Waldegrave.

Während der Zeit gingen die beiden Freundinnen im Schatten der herrlichen Buchen des Parks, welcher das Schloß umgab und im Walde auslief, und Lady Winifred begann sogleich das Gespräch, indem sie liebevoll sagte:

„O wie sehr schmerzte es mich, daß Du so eben zu Herr von Turn sagtest, Du habest nicht gebetet, sondern gesungen, während doch jede Note, jedes Wort unseres Gesanges ein Gebet — wenigstens eine Aufforderung zum Gebet war — eine Aufforderung mit Gott zu sprechen."

„Ich sagte die Wahrheit," erwiederte Dorothea mit einem Anflug von Unmuth: „ich kann nicht lügen. Ich habe nicht den Glauben, den Ihr habt, Du und Turn, folglich sind mir die Gedanken und Gefühle fremd, welche aus ihm entspringen. Das was Du nennst mit Gott sprechen — das kann ich nicht."

„Glaubst Du an Gott?"

„Meine Vernunft sagt mir, daß Gott sein müsse und mein Herz verlangt es. Mehr kann ich nicht sagen. Gott — das ist für mich mehr eine Idee als ein Glaube. Meine Gedanken beschäftigen sich zuweilen mit dieser Idee, allein sie ist nicht der Mittelpunkt meines Lebens — so wie es für Euch Euer Glaube ist."

„Glaubst Du an den menschgewordenen Gott der Offenbarung, an den Erlöser?“

„Ich habe nicht die zweifellose Gewißheit an einer Offenbarung. Hienieden ist ja Alles unvollkommen, Alles nur halb.“

„Mit dieser richtigen Erkenntniß und bei diesem Mangel an positivem Glauben, fehlt Dir überhaupt ein fester Mittelpunkt, eine unverrückbare Axe für Dein Leben.“

„Bis jetzt ist es die Sehnsucht nach unermeßlichem, unwandelbarem und unverlierbarem Glück.“

„O arme Dea!“

„Ja, es gibt Augenblicke, in denen ich mich unaussprechlich arm fühle, weil nichts mir genügt, nichts mich befriedigt, nichts unvergänglich genug ist, um mir Stich und Farbe zu halten. Es verändert sich und ich verändere mich — und das was ich besitze scheint mir gering gegen das, was ich besitzen möchte. Dann besinne ich mich wieder und schelte dies Verlangen Thorheit und Frevel. Was hilft's! ich kann es eine Zeit lang unterdrücken, doch nicht tödten. Immer und immer taucht es wieder auf und quält mich namenlos, so daß ich nach jeder Zerstreuung hasche, um mich selbst zu vergessen.“

„Was spricht Lord Waldegrave dazu?“

„Er weiß es nicht. Ohne Zweifel würde es ihn betrüben und helfen kann er mir ja doch nicht: deshalb

schweige ich. Er überhäuft mich mit Liebe und Zärtlichkeit, und ich liebe ihn — aber es ist in mir, ich weiß nicht was für eine Unersättlichkeit nach Glück."

„O Dea! weil diese Unersättlichkeit in jedem Menschenherzen lebt, und weil nichts Menschliches, nichts Irdisches sie befriedigen kann, deshalb eben ist Christus Mensch geworden, um mit der Ueberfülle seiner göttlichen Liebe die Sehnsucht des Menschenherzens zu stillen, das zwar einerseits wankelmüthig und armselig genug ist, um nach Schatten zu haschen und nach Wolkengebilden zu verlangen, aber andererseits so groß — weil für das Allergrößte, für Gott, geschaffen — daß der Besitz der ganzen Welt mit allen ihren Schätzen, ihm nicht genügt."

„Diese Sprache kannst Du führen weil Du so fühlst, Winifred. Ich verstehe sie nicht. Laß uns nicht von mir reden, sondern von Dir — und sage mir, was ist Dein Lebensplan? Du bist so fromm! willst Du etwa in ein Kloster gehen?"

„Ich glaube nicht diesen Beruf zu haben," erwiederte Lady Blandford: „Die Gemeinsamkeit des Klosterlebens und der Ordensregel zieht mich nicht an. Ich bin ein einsiedlerisches Wesen."

„Aber Du wirst es nicht bleiben! Du bist so jung .... und Du weißt, daß man in der Ehe glücklich sein und glücklich machen kann. Ich hoffe Du vermälst Dich wieder."

„Es kann sein . . . . ich weiß es nicht. Daß die Stellung einer jungen Wittwe in der Welt manche Schwierigkeit bietet, ist mir bekannt; da ich aber nach Gottes Fügung Wittwe bin, so wird er mir helfen meinen Weg zu finden. Ich gebe mich ganz seinem Willen hin."

„Diese Vollkommenheit ist von Dir zu erwarten. Ich wünsche aber doch Du möchtest etwas unvollkommener sein und irgend eine Vorliebe haben."

„Wäre Dein Bruder zehn Jahre älter," versetzte Lady Blandford lächelnd, „so würde ich glauben, Du wolltest meine Schwägerin werden."

„Ach, mein armer Bruder! bevor man für ihn an die Ehe denkt, muß er sein Lungenleiden ganz überwunden haben. Nein! nicht meinen Bruder habe ich im Sinn — sondern einen Freund. Du kennst ihn und er ist einer Winifred würdig, obschon Lady Blandford eine glänzendere Partie beanspruchen kann."

„Dieser Freund denkt aber weder an Winifred noch an Lady Blandford."

„Woher weißt Du das?"

„Das fühlt man leicht heraus. Ueber eine Neigung ist der nicht im Zweifel, der sie einflößt — vorausgesetzt, daß diese Neigung keine Phantasterei ist, an die ein verständiger Mensch nicht glauben kann."

„Da Du ganz und gar im Willen Gottes ruhest," sagte Dorothea scherzend, „so warte nur, ob er sich Dir

nicht in überraschender Weise kund gibt. Wir wollen einstweilen zur Ankunft meines Vaters lebende Bilder und allerhand Scherze vorbereiten. Höre nur."

Und eifrig setzte sie auseinander was sie ersonnen habe und wie es auszuführen sei, während Lady Blandford ziemlich zerstreut zuhörte.

Bei dem Gabelfrühstück wurde der Gräfin Henriette mitgetheilt, welchen hohen Genuß sie versäumt habe, indem sie nicht der Hochmesse in der Capelle beiwohnte.

„Wir sind daran gewöhnt, meine Töchter und ich," entgegnete sie mit einiger Schärfe, „am Sonntag Nahrung für andächtige Betrachtung zu suchen — keinen Kunstgenuß."

„Ein solcher Kunstgenuß und auf einer solchen Stätte, stimmt auch zu andächtiger Betrachtung," erwiederte Baron Regensberg, ein leidenschaftlicher Musikfreund: „der Gesang aber, den Sie, gnädige Gräfin, bei Ihrem Gottesdienst ausgestanden haben, ist ganz dazu geeignet jede Andacht zu verscheuchen."

„Unser Schöpfer hat vielleicht ein großes Wohlgefallen an dem guten Willen der Sänger in ihrer Dorfkirche."

„Und der Sängerinnen in der Schloßcapelle. Beides nehme ich an. Aber was den Kunstgenuß betrifft, gnädige Gräfin, da müssen Sie Ihren göttlichen Standpunkt verlassen und mit Ihrem menschlichen Ohr ihn genießen."

„Vielleicht ist Lady Blandford so liebenswürdig uns heute Abend die frommen Gesänge hören zu lassen, die für einen Sonntagabend so passend sind," sagte Gräfin Henriette.

„Nur nicht im Salon, beste Gräfin, neben welchem zur Rechten der Whist- und L'hombretisch steht, und zur Linken Masurek und Czardas getanzt wird. Ueberdas ist meine Stimme keine Salonstimme," entgegnete Lady Blandford.

„Doch! doch!" versicherte Baron Regensberg: „bisjetzt hat man hier der göttlichen Musik schreiendes Unrecht gethan, und sie hinter Spiel und Tanz und tausend andere Belustigungen zurückgesetzt — allerdings nur deshalb, weil man nichts von ihrer Anwesenheit wußte. Da sie jetzt aus ihrem Incognito herausgetreten ist, muß sie obenan stehen."

Lady Blandford schwieg. Lady Waldegrave hatte nichts gehört, denn sie war im Gespräch mit Prinz Guido. Doris aber, die eine hübsche Stimme hatte und überhaupt sehr musikalisch gebildet war, griff den Vorschlag auf und sagte lebhaft:

„Sie haben ganz Recht, Baron Regensberg, wir haben die Musik sehr vernachlässigt. Aber Lady Blandford hat auch Recht: Kirchenmusik ist allzuhoch für den Salon. Opernmusik paßt besser hinein. Lassen Sie uns eine Oper aufführen, nicht darstellend, sondern singend."

„Eine classische Idee!“ rief Baron Regensberg begeistert: „nur muß diese Oper auch wirkliche Musik sein, — ich meine, sie muß Harmonie und Melodie haben und kein tumultuarisches Tönen und Toben sein, das mich in den seltsamen Zustand versetzt, als wäre ich betäubt von einem instrumentalen Ohrensausen.“

„Gut! welche Oper würde Ihnen gefallen, Baron?“

„Don Juan, zum Beispiel.“

„Und den könnten wir auch gut ausführen. Für Donna Anna und Donna Elvira haben wir unsere beiden großen Sängerinnen. Die kleine Zerline wäre für mich und Sie Baron, übernehmen den Don Juan.“

„Unmöglich, gnädige Comtesse! dazu gebricht meiner Stimme Frische und Feuer. Leporello bringe ich allenfalls heraus.“

„Wir müssen aber doch für unsere Oper die Hauptperson haben,“ sagte Doris, als man sich vom Frühstück erhob.

Lady Waldegrave hatte von dem Allen nichts gehört und gab auch jetzt, als Doris mit ihr darüber sprach, zerstreute Antwort. Prinz Guido hatte ihr nämlich angekündigt, er müsse noch heute Goldenstein verlassen. Einen Grund gab er nicht an und es fiel ihr auch gar nicht ein nach einem Grunde zu fragen. Sie wußte ihn: sie hatte Prinz Guido gekränkt. Ihre alberne Frage in Betreff des Taubenschießens, die so gar keinen Zusammenhang mit seiner Stimmung hatte, die ihm

vielleicht wie eine Verhöhnung erschien, hatte ihn verletzt, hatte ihn stumm und finster gemacht. Jetzt lag seine Verstimmung und die Folge derselben, seine Abreise, ihr wie ein Stein auf dem Herzen. Vergebens sagte sie sich heimlich, Prinz Guido könne ja nicht ewig auf Goldenstein bleiben, er müsse ja doch einmal abreisen, er werde ja vielleicht wiederkommen. Daß er verstimmt und gekränkt abreiste, machte freilich seine Rückkehr unwahrscheinlich. Nun wohlan! so bleibe er fort! es wird das Beste sein .... allein ich kann es nicht wünschen. — — Diese Gedanken wirbelten durch ihren Kopf. Sie sah Doris und Baron Regensberg eindringlich mit Prinz Guido sprechen und als er abzulehnen schien, ihn bitten. Sie hatte ihn nicht gebeten zu bleiben, sie fand es unpassend, allein es freute sie, daß Andere ihn baten; — obschon sie fühlte, daß deren Bitten ihn nicht umstimmen würden. Doris rief ihre Mutter zu Hilfe, ihre Schwestern. Prinz Guido blieb unbewegt wie ein Felsen. Dorothea beobachtete das Alles, obgleich sie mit Lord Dudley über eine neue Anlage im Park sprach. Da kam Doris wieder zu ihr, umschlang sie und sagte:

„Komm' Dea, Du bist hier die Herrin, und eine Herrin kann befehlen. Befiehl dem Prinzen Guido hier zu bleiben, damit nicht das Vergnügen der ganzen Gesellschaft durch seine Abreise gestört werde. Alle Partieen der Oper sind besetzt, die einen gut, die andern

schwach; doch was hilft's, wenn nicht Prinz Guido den Don Juan übernimmt. Bitte, befiehl ihm zu bleiben."

„Dazu hab' ich kein Recht, beste Doris."

„Nun so bitte ihn darum! eine solche Bitte überschreitet nicht Dein Recht."

Eine Stimme in Lady Waldegrave's Herzen flüsterte ihr zu: Nicht dein Recht, allein in diesem Augenblick das Rechte; — aber sie ließ sich von Doris zu der Gruppe hinziehen, welche um Prinz Guido versammelt war.

„Jetzt streichen Sie nur die Segel!" rief Baron Regensberg, „denn Lady Waldegrave ist daran gewöhnt, daß man ihre Wünsche als Befehl hinnimmt."

„Und woher wissen Sie, Baron, daß Lady Waldegrave mein Bleiben wünscht?" fragte der Prinz.

„Weil Lady Waldegrave die liebenswürdigste aller Schloßfrauen ist und uns Allen Freude macht, wenn sie unsern Wunsch als den ihren ausspricht."

Dorothea benutzte rasch diese glückliche Wendung und wollte etwas Entsprechendes sagen, aber Prinz Guido sah sie so erwartungsvoll an, daß ihr gar nichts weiter einfiel, als:

„Ich denke Sie bleiben bei uns."

„Ich bleibe," entgegnete er.

„Und singen die Partie des Don Juan?" rief Baron Regensberg ganz entzückt.

„Ich singe Alles was Sie wünschen — wenn es meiner Stimme entspricht.“

Mit freudiger Wuth stürzte Regensberg auf den Flügel zu, spielte auswendig und ganz prächtig die Ouverture, so daß Alle mit Spannung lauschten und John Dudley fortwährend seinen Kopf und seinen rechten Fuß gegen den Takt bewegte. Als nun aber Baron Regensberg intoniren wollte: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“ — rief Doris:

„Nein, Baron, das geht nicht! wir sind nicht Alle so firm in dieser Musik wie Sie, Baron! wir müssen uns etwas zusammen üben, bevor wir uns vor der ganzen Gesellschaft hören lassen; sonst machen wir fiasco. Wer nicht zum Sängerpersonal gehört,“ setzte sie scherzend hinzu, „wird ersucht diesen Salon zu verlassen.“

Gräfin Henriette war entzückt, daß Doris auf einmal ganz ungesucht an der Spitze der Unterhaltung stehe, wie sich das schicke für die künftige Fürstin.

„Herr von Turn, gehören Sie zu den Sängern?“ fragte Doris und ging auf Georg zu, der ruhig in einer Fensterbrüstung saß und beobachtete.

„Gewiß nicht!“ versetzte er: „ich habe in meinem ganzen Leben keine Opernarie gesungen.“

„Also doch gesungen?“

„Das schon — doch hauptsächlich nur einfache Lieder nach dem Gehör.“

„Nach dem Gehör? O bitte, dann können Sie gewiß ganz leicht die Partie des Masetto übernehmen. Baron Regensberg übt sie ein.“

„Mit Vergnügen!“ rief dieser vom Flügel herüber: „aber was haben Sie für eine Stimme? Tenor, Bariton, Baß? das muß man doch erst wissen, gnädige Comtesse, bevor man die Partieen vertheilt.“

„Darum hab' ich mich nie gekümmert, sondern nur gesungen,“ sagte Turn.

„So kommen Sie her, Bester, und lassen Sie uns hören, ob Sie sich zum Masetto qualifiziren.“

Turn ging zum Flügel und sagte:

„Ich werde Ihnen ein Lied singen, das ich sehr gern habe. Ich kann Ihnen aber weder den Dichter noch den Componisten nennen. In meiner Kindheit sang es meine Mutter mir immer vor. Es heißt: König Enzio's Lied in der Gefangenschaft.

„Mit meinem Vater, dem Kaiser,
Gern zög' ich in's Schlachtenfeld,
Zu Häupten Lorbeerreiser,
Zu Füßen uns die Welt.

„Mit meiner Frauen, der süßen,
Gern führt ich den Reigentanz,
Mit Rosen uns zu Füßen,
Um's Haupt den Blumenkranz.

„Die Bilder ach! zerstäubten,
Der König ist allein.
Legt ihm einen Stein zu Häupten,
Zu Füßen einen Stein.“

Vielleicht hätte das Lied unter allen Umständen gefallen; aber so wie Turn es sang, ganz kunstlos, ganz einfach, mit reiner, klingender Bruststimme, machte es einen ergreifenden Eindruck.

„Es ist himmelschreiend, daß Sie uns weder den Dichter noch den Componisten nennen können," sagte Doris, nachdem der allgemeine Beifall verstummt war.

„Ich bin ein sehr ungebildeter Mensch," erwiederte Turn, „und muß um Nachsicht bitten."

„Nachsicht wäre eine übel angebrachte Verschwendung, wenn man Sie hört," rief Doris.

„Können Sie mir das Lied verschaffen?" fragte Dorothea.

„Leider nein, Mylady."

„Vielleicht aufschreiben?"

„Das nun gar nicht! Sie sehen, daß ich wirklich höchst ungebildet bin."

„Zur Strafe dafür müssen Sie mir dies Lied so lange vorsingen und spielen, bis ich es auswendig weiß," sagte Dorothea lieblich: „es ist gar schön und mir schwebt immer dabei das interessante Bild Ihrer Mutter, das ich bei Ihnen sah, vor Augen."

„Unsere Oper darf aber nicht in den Hintergrund treten, nicht wahr?" sagte Regensberg bittend, zur Freude von Doris und Prinz Guido, und Doris setzte hinzu:

„Wie steht's mit dem Masetto, Herr von Turn?"

„Kann ich ihn nach dem Gehör singen lernen, so stehe ich zu Diensten," versetzte er.

„Gefallen Ihnen dergleichen kleine Lieder in der That oder aus Höflichkeit?" fragte Prinz Guido Dorothea.

„In der That," erwiederte sie.

„Nun das ist — auch in der That! — sehr gütig, wenn man wie Sie den Kirchengesang liebt und übt."

„Waren Sie in der Capelle?"

„Nein! der katholische Gottesdienst zieht mich nicht an. Ich war aber auf der Terrasse, die ich den Garten der Lindaraja nenne, und vernahm dort jeden Ton Ihrer Stimme, die mit Silberperlen zu spielen schien."

„Lady Blandford hat eine goldene Stimme und mehr Schule als ich."

„Kann sein! Es ist aber in ihrem Gesang nicht der Schwung, der durch alle Himmel fliegt und aus seinen Sphären zu uns zurückkehrt, als ob er seine Aufgabe erfüllt und uns einen Gruß der seligen Geister gebracht habe."

„Liegt das in meiner Stimme, so lügt sie. Ich bin nicht zu Hause unter den seligen Geistern," sagte sie traurig.

„Ihre Trauer ist unser Glück. Wären Sie nicht heimisch auf der Erde — o wie leer wäre sie!"

„Haben Sie sich nur mit Opernmusik beschäftigt?" fragte Dorothea, um das Gespräch zu wenden?

„Keineswegs! in dem sehr musikalischen Hause meiner Eltern haben wir sogar Oratorien gesungen, die mein Vater leidenschaftlich liebte und selbst dirigirte. Für ernste Musik bin ich gebildet; die leichte — ist nur Zuthat für den geselligen Verkehr."

„Und das erfahre ich erst jetzt!"

„Ist es meine Schuld, wenn Sie mich Ihrer Beachtung nicht werth gehalten haben: so geben Sie mir huldvoll das Mittel an, um sie zu verdienen."

Anstatt zu antworten, sagte Dorothea ganz befangen:

„Es wäre schön, wenn wir in der Capelle vierstimmig singen könnten: Lady Blandford und ich, Sie und Baron Regensberg. Den katholischen Gottesdienst müßten Sie vergessen. Ich mache es ja auch so."

„Das ist ein beseligender Vorschlag!" rief Prinz Guido entzückt.

„Welcher?" fragte Lord Waldegrave, der im andern Salon die Tagesblätter gelesen und sich gar nicht um die Melomanen bekümmert hatte.

„Zur Feier der Messe fortan täglich Vierstimmiges zu singen," erwiederte Prinz Guido rasch.

„Ob es täglich möglich sein wird, weiß ich nicht," wendete Dorothea ein: „Wir müssen das erst mit Regensberg und Lady Winifred besprechen."

„Regensberg wird es schon möglich machen!" erwiederte Lord Waldegrave: „wenn aber nicht, so wird

Prinz Guido ohne Zweifel auch bereit sein Zweistimmiges mit Dir zu singen."

„Das versteht sich!" rief Prinz Guido hochbeglückt.

Ihrerseits war Dorothea unbeschreiblich froh: Prinz Guido dachte nicht an seine Abreise; er war vollständig mit ihr ausgesöhnt; und ihr Mann billigte vollkommen, ja, er wünschte eine Sache, die eine größere Intimität zwischen ihr und Prinz Guido zur Folge haben mußte. Dieser letzte Grund blieb ihr noch verschleiert. Sie begnügte sich zu denken: Manfred ist ja ganz damit einverstanden; — und war ruhig.

Während sich Dorothea's innerer Blick trübte, schien Doris auf einmal Augen zu bekommen für Georg von Turn. Als die musikalische Scene vorüber war, zog sich Gräfin Henriette mit ihren Töchtern zurück, um, wie sie sagte, von ihrer Kirchenfahrt auszuruhen, in Wirklichkeit aber, um ihrem Gatten den Antrag ihres Bruders mitzutheilen. Sie ging in ihr Schreibcabinet, während die drei Schwestern im Salon mit einander plauderten.

„Ja," sagte Flora, „es ist hier wunderschön — aber ich habe dennoch Enttäuschungen . . . . wenigstens eine."

„Was wäre denn das?" fragte Doris.

„Ich muß Bela für einen sehr oberflächlichen Menschen halten, während ich das Gegentheil glaubte."

„Darüber hätte ich Dich längst aufklären können."

„Ich hätte Dir aber nicht geglaubt. Ich mußte es selbst sehen, selbst erleben."

„Was erlebtest Du denn?" fragte Aurora neugierig.

„Daß Bela in unverantwortlicher Weise der Lady Blandford huldigt. Heirathen kann er sie nicht, denn sie ist streng katholisch. Was soll denn das bedeuten? — ich finde sein Benehmen sehr leichtsinnig und das verräth einen oberflächlichen Charakter."

„Du bist aber ungeheuer streng, Flora," sagte Doris, „wenn Du die Leute gleich verehelichen willst, die in der Gesellschaft Gefallen an einander finden. Zur Ehe gehört mehr als das."

„Was denn?" fragte Aurora gespannt.

„Nun z. B., daß der Charakter ansprechend sei, daß man Zutrauen fassen könne."

„Ist hier ein Mann, den Du heirathen möchtest?" fragte Aurora.

„Zum heirathen gehören Zwei!" entgegnete Doris lachend: „aber hier ist ein Mann, zu welchem man schon Zutrauen fassen könnte" . . . —

„Baron Regensberg!" rief Aurora und klatschte vergnügt in die Hände: „Ja, ich habe großes Zutrauen zu ihm. Er geht auf jeden Scherz ein."

„Du bist gar zu kindisch, Aurora! und im Grunde gar nicht salonfähig," sagte Doris unmuthig.

„Ja, Aurora gehört in die Kinderstube," sagte

begütigend die an Enttäuschungen reiche Flora: „laß' sie schwätzen und sage mir wen Du meinst."

„Ich meine Herrn von Turn, Flora. Schaue ihn einmal an, wenn er in den Salon tritt; — wie sieht er vornehm aus, wahrhaft vornehm! so edel, als wäre nie etwas Gemeines an ihn heran gekommen; wie wohlwollend, wie klug. Vergleiche ihn mit den übrigen Männern und Du wirst finden, daß keiner so edel aussieht wie er."

„Von nun an will ich ihn recht genau in's Auge fassen," versicherte Flora.

„Ich auch," sagte Aurora still empört: „vielleicht findet Ihr mich dann salonfähig."

„Liebe Doris, komm' einmal her!" rief Gräfin Henriette, welche dem Gespräch ihrer Töchter gefolgt war. Als Doris schnell erschien, machte sie ihr ein Zeichen die Thür zu schließen und sich zu setzen und sagte dann:

„Bestes Kind, ich bin im Begriff Deinem Vater in einer Sache zu schreiben, welche ganz speziell Dich betrifft, und deshalb muß ich zuvor wissen wie Du darüber denkst. Dein Onkel, mein Bruder, hat mich gestern um Deine Hand gebeten. Bist Du dieser Verbindung nicht abgeneigt? Sprich. Ich rathe weder zu, noch ab. In Deinem Alter hat man in einem solchen Fall das Recht unbeschränkter Selbstbestimmung. Ich sage Dir weiter nichts, als daß der Fürst Dich außer-

ordentlich liebenswürdig findet, sehnlichst Dein Jawort erwartet und auf baldigste Vermälung dringt. Von seinen glänzenden Verhältnissen, seiner Stellung in der Welt und seinem vortrefflichen Charakter schweige ich."

Was hätte sie mehr sagen können? Es war auch gar nicht nöthig. Doris that nur die Frage:

„Aber seine Kinder?" —

„Sind viel zu vortrefflich, um ihm ein häusliches Glück zu mißgönnen; das er lange genug entbehrt hat, um es lebhaft zu verlangen."

„Und mein Vater wird doch auch damit zufrieden sein?"

„Ebenso zufrieden wie Deine Mutter."

„Nun, liebe Mama, dann bin ich es auch .... von ganzem Herzen."

„Ich habe also jetzt zwei Briefe zu schreiben, welche nach zwei Seiten hin ungemein viel Freude machen werden," sagte Gräfin Henriette sehr vergnügt, umarmte Doris zärtlich, empfahl ihr Schweigen, entließ sie und setzte sich an ihren Schreibtisch. Das hätte noch gefehlt, sprach sie bei sich selbst, daß sich Doris in Herrn von Turn verliebt hätte! Frauenherzen und kleine Extravaganzen gehören freilich zusammen und überraschen mich nie. Aber man muß doch suchen ihnen vorzubeugen. Jetzt ist Doris Braut und ihre Gedanken werden nicht mehr in Phantasien umherschweifen, sondern sich an diesen festen Punkt heften.

Die Erwartung der Gräfin ging dermaßen in Erfüllung, daß sich Baron Regensberg gar nicht fassen konnte vor Erstaunen, als er am Abend Doris ganz gleichgiltig gegen den herrlichen Don Juan fand, der ihr am Morgen so interessant war.

„Lady Blandford singt nicht gern Opernmusik,“ sagte sie: „mit dem Masetto steht es zweifelhaft. Es wäre doch nur Stückwerk . . . . lassen wir es fallen.“

„Ich falle, gnädigste Comtesse, ich falle aus meinem Himmel voll musikalischer Freuden auf den platten Boden, wo Egyptens Fleischtöpfe brodeln, nämlich, wo Whist und Polka und dergleichen Vergnügungen mehr Beifall finden, als die hehre Kunst,“ erwiederte Regensberg halb unmuthig und halb spöttisch.

„Nein, so niedrig dürfen Sie nicht von uns denken,“ antwortete Doris lachend: „ich hole Prinz Guido her.“

Sie that es und sang mit ihm so allerliebst: „Gib mir die Hand mein Leben,“ daß Regensberg halb versöhnt und der Kreis der Zuhörer entzückt war. Er dachte aber doch in seinem Sinn: Zwei oder drei wahrhaft Verständnißvolle abgerechnet, sind doch die Meisten, hier wie überall, wahre Böotier in der Musik und ganz unfähig das Finale des Don Juan von Aichinger's Alleluja zu unterscheiden. Ein Meer von Tonwellen schlägt an ihr Ohr. Rauscht es von himmlischen Sphären herab, braust es aus der Hölle herauf — sie ahnen es nicht! sie klatschen Beifall.

Gräfin Henriette war eine umsichtige Mutter. Wer ist nur dieser Herr von Turn? fragte sie sich heimlich: Doris hat ganz recht zu sagen, daß seine Persönlichkeit und seine ganze Erscheinung unbedingtes Zutrauen einflößt. Man könnte ihm eine Tochter anvertrauen und über ihre Zukunft ruhig sein. Aber wer ist er? wer ist seine Familie? was hat er für Alliancen? hat er Vermögen? ist er streng katholisch? — Meine beiden Kleinen machen vielleicht glänzende Heirathen .... vielleicht auch nicht. In diesem Augenblick denke ich nicht an ihn. Doch wer kennt spätere Fügungen! Auf keinen Fall schadet es, wenn ich mich über ihn ein wenig orientire. — —

„Laß uns auf den Balkon gehen, es ist erstickend heiß im Salon,“ sagte sie zu Dorothea.

Auf dem Balkon ließen sie sich nieder und Gräfin Henriette fragte:

„Liebe Dea, wer ist Herr von Turn?“